

Die unbekannte Mutter / Von Heinrich Zillich

Zwei Jahre nach Waffenstillstand wurde in München eine Ruine abgetragen. Als man durch die Trümmer in den Keller vordrang, erkannten die Arbeiter, daß er durch einen Rohrbruch der Wasserleitung in der Unheilsnacht überschwemmt worden war. Sie zogen die Skelette aus dem dunklen Gelaß, und hinten, wo die Decke gehalten hatte, erblickten sie, ein ungeheuerliches Bild. Da stand das Gerippe einer Frau, an die Wand gelehnt, und hielt in den noch hoch emporgestreckten Armen das Gerippe eines Säuglings über den Kopf hinaus. Unbegreiflich, daß dies möglich war, aber so stand wirklich das Knochengestalt der Mutter und trug ihr Kind. Als das Wasser in den Keller flutete, hatte sie, des eigenen Todes gewiß, nur einen Gedanken, ihr Kleines zu

retten, und so streckte sie es in die Höhe. Ihr Wille war mächtig genug, daß ihr Körper das Kind noch hielt, als sie selbst ertrank, und immer noch hielt, jahrelang, bis die Arbeiter eindringen. Das Kind hatte denselben Tod gefunden, denn Gott ist unfassbar in der Liebe, aber auch im Schrecken, und das Opfer der Mutter blieb vergeblich.

Ogleich dies großartige Bild, als die frische Luft es berührte, mit beinernem Klirren plötzlich zusammenfiel zu einem Häuflein Knochen und Lumpen, bleibe es uns dennoch aufgerichtet vor den Augen für alle Zukunft: eine gekreuzigte Mutter, deren hochgereckte Arme das Kind im Tode noch halten, um es zu retten. Niemand wußte ihren Namen mehr. Es ist die unbekannte Mutter des letzten Krieges.

Heimkehr in die Fremde / Von Adrienne Glöckner

„Du bist fremd hier“, sprach die Stadt zu der Frau. — „Aber ich habe viele Jahre in Dir gewohnt“, sagte die Frau, „und ich komme von weit her, um Dich wiederzusehen.“ — „Wir kennen Dich nicht mehr“, erwiderten die Straßen gleichgültig. — „Erinnert Euch doch“, bat die Frau, „wir waren so vertraut miteinander. Hier ging ich morgens, wenn ich einkaufte.“

„Wir sehen viele Menschen“, sagten die Straßen, „gleichgültige, glückliche, verzweifelte. Wir vergessen schnell. Wir kennen Dich nicht mehr.“ — „Ich spüre es“, murmelte die Frau traurig und ging langsam weiter. Sie kam an einen großen Park. Da standen die mächtigen Kastanienbäume, die sie im Frühjahr mit ihren tausend weißen und roten Kerzen erfreut hatten. Da waren die vielen Flieder- und Jasminbüsche. Sie setzte sich auf eine Bank und sann. Wie es immer geduftet hatte! An wie vielen Frühlings- und Sommerabenden waren sie hier gewesen! Und die Nachtigallen hatten gesungen. Jetzt war es ganz still. Es duftete auch nicht. „Wie kann es duften, es ist ja Herbst“, dachte die Frau. Und sie fror. Der Park war kühl und fremd.

Sie fuhr mit der Straßenbahn durch die Stadt und ging zu dem Haus, in dem sie gewohnt hatte. Sehr nahe wollte sie an die Vergangenheit herangehen, dann würde sie warm und lebendig werden und sie grüßen. Sie

sehnte sich plötzlich verzweifelt danach. Da war die Haustüre. Die große, schwere, dunkle Haustüre. Die Laterne davor. Die vielen Namensschilder. Alles fremde Namen. Die Frau ging um das Haus herum; sie wußte, die Türe, die zum Hof führte, würde offen sein. Sie stieg langsam die Treppen hinauf. Vertraute Treppen. Viele Stufen. Sie atmete schwer. Sie war nicht mehr jung. Und die Jahre und die Erinnerung legten sich mit jeder Stufe schwerer auf sie. Da die Wohnungstür. „Kennst Du mich noch?“ fragte die Frau bange. „Ja“, flüsterte und raunte es. „Du hast mich viele Jahre geöffnet und geschlossen. Gute Jahre waren es. Du warst jung und glücklich. Und hast gesungen und trugst Blumen. Und standest herzklöpfend hinter mir, wenn Du seine Schritte auf der Treppe hörtest. Du fielst ihm jubelnd um den Hals, und ich stand lächelnd und abwartend offen, bis Ihr mich behutsam zumachtet.“ — „Ja“, sagte die Frau, „ja —“ und strich mit zitternder Hand über die blanke Klinke.

„Später war es anders“, flüsterte es weiter. Du warst blaß und traurig. Ich hörte oft Dein wildes Schluchzen. Immer noch standest Du hinter mir, oft stundenlang. Aber die Schritte erklangen immer seltener auf der Treppe. Manchmal ließest Du Dich einfach an mir niedersinken, zogst die Knie an und legtest Deinen



Deutsche Soldatengräber in Poltawa (Ukraine) Aufn.: Hellmut Heil

Kopf darauf. Halbe Nächte hast Du so gesessen. Du warst sehr traurig.“ — „Ja“, sagte die Frau und spürte, wie ihr eine Träne die Wangen hinunterlief. Sie schmeckte salzig. „Ja, ich war sehr traurig. Und als die Schritte nie mehr auf der Treppe erklangen — nie mehr, verstehst Du, was das bedeutet hat...“

„Wünschen Sie etwas?“ fragte plötzlich eine Stimme, die einer robusten Frau gehörte, die mit Milchkanne und Einkaufsnetz aus der Wohnung kam. Die Frau erschrak und stammelte wie erwachend: „Ich? Nein — ich — habe mich wohl im Haus geirrt —“. Ein verwunderter Blick traf sie, dann entfernten sich die Schritte. Es war wieder still. Aber der Zauber war gebrochen. Sie stand in einem fremden Treppenhaus vor

einer fremden, verschlossenen Tür. Langsam wandte sie sich ab. Und tappte hinunter. Stufe für Stufe. Auf einmal blieb sie stehen. „Sprecht zu mir“, rief sie leidenschaftlich, „haltet mich, laßt mich nicht wieder dorthin gehen, wo die Tage und Nächte einsam sind und leer, gebt mir zu-

Herz in der Nacht / Von Margot A. Bayer

Die kleine Schwester warf sich unruhig herum und flüsterte ängstlich im Traum. Ina schlug die Augen auf, sie verspürte brennenden Durst. Krampfhaft versuchte sie nicht daran zu denken, sie blickte in den halbdunkeln Raum. Plötzlich öffnete sich ein Fensterflügel und herein quoll grauer Dunst, seltsam angestrahlt durch ferne Lichtreklamen. Der zurückgezogene Vorhang bewegte sich gespenstisch langsam hin und her, hin und her...

Ihr Herz klopfte heftig; sie quälte sich mit ihrer Angst und dem Durst. — Dann begann sie zu rufen, zuerst zaghaft, später immer lauter und dringlicher. Aber die Mutter antwortete nicht. Ina richtete sich auf — sie konnte deutlich das dunkle Haar auf dem helleren Kissen unterscheiden. Warum schwieg die Mutter, warum bekam sie nichts zu trinken: „Mutter, schließ doch das Fenster; Mutter, hörst du denn nicht?“

Vorsichtig schob sie sich unter der Bettdecke vor. Die Schwester murrte schlaftrunken, da wagte sie nicht Licht zu machen. Die bloßen Füße tappten über den kaltgeölten Boden. Das Bett des Vaters war noch leer. Die Mutter lag ganz still, ihr Arm hing schlaff über die Bettkante. Ina faßte nach der Hand, sie war kühl und steif: „Mutter, so höre doch!“

Die Lampe flammte auf; Trude kletterte aus dem Bettchen und kam herüber. Ratlos standen die Zwillinge neben der regungslosen Frau. „Ich glaube Mutter ist krank, ihr Gesicht ist ganz weiß.“ Sie schoben aber die Mutter erwachte nicht und der Vater kam nicht nach Hause. Trude zitterte vor Kälte, ihre Schwester weinte leise. „Vielleicht braucht man einen Doktor? Wir müssen den Vater rufen. Geh du, ich bleibe hier, wenn Mutter doch etwas möchte.“ — Aber sie gingen miteinander fort. Die

Es sinkt das Jahr

Hörst du die Blätter fallen?
 So geht und sinkt das Jahr
 Ins abgrundtiefe Schweigen,
 Aus dem es sich gebart,
 So fällt vom Lebensbaume
 Auch dir wohl Blatt um Blatt,
 Wenn sich in Frucht und Reife
 Dein Kreis geschlossen hat.

PAUL HACKER

An einen Vermissen

Zehn Jahre sind es her, seit ich Dich das letzte Mal gesehen. Noch heute erlebe ich den schmerzlichen Abschied von damals, als sich der Zug in Bewegung setzte und Dich mir entführte. Ich ging nach Hause und Du mußtest zurück zur Front. Viele Briefe flatterten hin und her. Sie waren die sichtbare Brücke unserer Gedanken. Dies alles ist lange her. Viele Söhne und Männer sind draußen geblieben. Viele kehrten zurück in die Heimat, und unzählige andere kamen in Gefangenschaft. Und wo bist Du? Wo seid ihr vielen Vermissen? Nach acht Jahren kam noch kein Lebenszeichen von Dir und den anderen. Unsere Gedanken, Wünsche und Gebete umgeben Dich täglich, und wir hoffen noch heute, daß der Tag bald kommen möge, der Dich zu uns zurückbringt, Dich und die vielen, vielen anderen!

Deine Frau

rück, was war, ach nur einen Schlimmer davon, laßt mich wieder jung und glücklich sein...“ Sie lauschte. In einer Wohnung schrie ein Baby. Eine Frau schimpfte laut. Fremde Menschen. Fremdes Haus. Man kann nichts zurückholen. Die schwere Tür fiel hinter ihr ins Schloß. Fremde Straßen, Fremde Stadt. Sie ging zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zug ab.

Treppe war steil, der Flur schwarz und schmal. Der Schlüssel knarrte im Schloß.

Nebel fiel über sie, er war zäh und dicht — wie armselige Glimmerpunkte standen die Laternen darin. Die Mädchen faßten sich an den Händen und sprangen über die Straße. Kein Mensch begegnete ihnen; sie bogen um die Ecke und zögerten. Vor ihnen gingen ausgetretene Stufen hinab und ein Eisengeländer. Vor der Tür baumelte eine runde, rote Lampe und auf dem Schild stand: Roter Mond. — Stimmungsgewirr und heiseres Gröhlen drang herauf; langsam stiegen sie hinab. Sie stemmten sich gegen das Tor, Gelächter, Musik und ein Schwalm von Rauch und Schnaps schlug ihnen entgegen.

Verwundert und blöd starrten gläserne Augen auf die kleinen Gestalten in den langen Nachthemden unter den kurzen Mäntelchen. In der Schenke wurde es ganz still...

„Das sind doch Deine, Max“, rief ein Dicker. — Ein großer, schwerer Mann stand auf: „Was soll das heißen; hat euch die Mutter geschickt?“ ...nein — die schläft und wacht nicht auf!“ Er sah in die verweinten Gesichtchen und ging sogleich mit ihnen hinaus. Draußen faßte er die kleinen Hände und führte sie heim.

Im Schlafzimmer brannte noch immer Licht; die schlechtverklitteten Fensterscheiben klapperten in der Zugluft. Der Mann ließ die Kinder los. Er stierte auf das Bett, dann brüllte er. Entsetzt flohen die Mädchen in die Küche. Sie hockten auf der Bank neben dem Herd und hielten einander eng umschlungen. Es war Totenstille; der Morgen graute.

Als es hell genug war, schlichen sie auf Zehenspitzen zur Tür und schauten hinein. Der Vater kniete vor dem Bett, das Gesicht in die Decke gepreßt. Sie hörten, daß er weinte.

Die Brüder von der Elsternschänke / Von Sepp Graf

Dort, wo die mächtige Pappelallee, die um den unteren Teil des großen Sees führt, eine kleine Lücke bildet, schlängelt sich ein schmaler, ausgemerkter Weg durch Sumpf und Moor.

In dieser Wildnis, der der Volksmund den Namen Elsternschänke gegeben hat, lebte der alte Jobst mit seinen vier Söhnen. Zwei elende, niedere Hütten und eine kleine Ziegelbrennerei — das war ihr Zuhause. Eine eigenartige Familie waren sie, die „Jobsens“. Man munkelte, daß sie nicht ganz recht im Kopf seien. Im übrigen kümmerte man sich kaum um sie.

Einmal im Jahr — Mitte November — gingen die Jobsens in die Stadt. Voran der Vater, schmüchlig und abgearbeitet mit brandrotem Haar. Mit feierlicher Würde trug er seinen alten Bratenrock. Hinter ihm seine vier Söhne, wahre Hünen von Gestalt, einer immer größer als der andere, die ganze Straßenbreite einnehmend. Auch sie in feierlichem Staat.

Ich bewunderte sie ehrfürchtig, diese mächtigen Menschen. Sie liefen schweigend in die Stadt und kamen schweigend wieder. Und das Merkwürdigste: die schreienden Vögel begleiteten sie flatternd bis zu den ersten Häusern, ließen sich nieder und

warteten, bis die Jobsens zurückkamen, um sie dann flügelnd und schreiend wieder heimzubegleiten.

Die Jahre vergingen... 1941 kam ich in den ersten Novembertagen für kurze Zeit nach Hause. Kalter Regen rieselte unaufhörlich vom bleigrauen Himmel. Von der Elsternschänke her hörte ich das Krächzen der Krähen und den spöttischen Ruf der Elstern. Die Gestalten des Alten und die seiner Söhne lösten sich langsam aus dem Nebel. Aber ich zählte nur drei.

Es wurde Frühling und wieder Herbst. Ein naßkalter Regentag sah mich im Heimatlazarett. An einem Sonntag im November wartete ich lange am Fenster. Ob der alte Jobst mit seinen Söhnen kommen würde?

Da sah ich sie langsam des Weges kommen. Der Alte und zwei seiner Söhne. Sie gingen langsam und bedächtig wie all die Jahre. Nichts, aber auch gar nichts war in ihren Mienen zu lesen.

Im Herbst kam ich auch wieder für immer nach Hause. Mein erster Blick ging hinunter zur Elsternschänke. Es kam der Tag im November. Es kam auch der alte Jobst, aber — er war allein. Vom See her trieben dicke Nebelschwaden, und die Krähen und Elstern schrien in diesem Jahre wie noch nie zuvor. Das

Haar des Alten war grau und schütter geworden, aber ungebeugt war seine Gestalt. Klopfenden Herzens stand ich an der Haustüre. Zu gern hätte ich mit dem Alten geredet, nach seinen Söhnen gefragt. Aber ich brachte den Mut nicht auf. Er mußte es aber gefühlt haben, denn er drehte ganz unmerklich den Kopf und nickte mir zu...

Später erfuhr ich, wie er seinen letzten Sohn auch noch hatte hergeben müssen. Er war an einem sonnigen Frühlingstag, kurz vor Kriegsende, gefallen. Die Soldaten waren von Norden her mitten durch das Schilf zur Elsternschänke vorgedrungen. Der alte Jobst und sein jüngster Sohn standen schweigend am Fenster in ihrer Hütte. Als sich einer der Soldaten anschickte, eine der Hütten mit dem Panzer niederzuwalzen, um für die nachdringenden Fahrzeuge Platz zu schaffen, loderte es in den Augen des Jungen auf. Urkräfte schienen in ihn gefahren zu sein. Mit einem schweren Eichenknüppel — man munkelte ja, die Jobsens seien nicht ganz richtig im Kopf gewesen — ging er auf den Panzer los. Drei Soldaten, die sich ihm beschwichtigend in den Weg stellen wollten, streckte er mit einem einzigen furchtbaren Hieb nieder. Dann ereilte ihn das Schicksal.

Eine Klimaänderung zeichnet sich ab

Geht die Welt einer Hitzeperiode entgegen? / Milde Winter wegen geringer Vulkantätigkeit / Strahlungsintensivität nimmt zu

Es liegt der überzeugende Beweis dafür vor, daß sich das Klima auf der Erde langsam, aber ständig ändert. Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts sind die Durchschnittstemperaturen in der nördlichen Hemisphäre um ein bis vier Grad gestiegen, so in Philadelphia um vier Grad, in England und Skandinavien um zwei Grad. Die Sommer sind überall wärmer geworden, wenn auch die auffallendsten Veränderungen im Winter vor sich gegangen sind.

Noch vor 50 Jahren konnten Pferde und Wagen über den mittleren Hudson-Fluß im Staate New York getrieben werden, was heute unmöglich geworden ist. In den Alpen, auf Grönland und in Alaska sind die Winter nicht mehr lang und streng genug, um die sommerliche Schneeschmelze auszugleichen, so daß sich heute alle großen Gletscher im Rückzug befinden. Auf Spitzbergen ist die durchschnittliche Wintertemperatur seit 1910 um 18 Grad gestiegen und der Hafen steht heute 200 Tage im Jahr der Schifffahrt offen.

Schon dagewesen

Dies ist natürlich nicht die erste, große klimatische Veränderung, die auf der Erde zu verzeichnen ist. Bereits vor der Eiszeit wuchsen tropische Palmen, wo sich heute die norddeutsche Tiefebene erstreckt. Noch zu historischen Zeiten wurden in England und Grönland Weintrauben geerntet, während auf Island eine hochstehende Wikingerkultur blühte, die unter arktischen Bedingungen kaum denkbar gewesen wäre. Unter den vielen wissenschaftlichen Theorien, die diesen Klimawechsel erklären sollen, ragt eine neue hervor, die viel für sich zu haben scheint.

Vulkantheorie

Dr. Harry Wexler, ein führender Meteorologe in Washington, gibt als Grund für den nahenden warmen Wetterzyklus auf der Erde die Abnahme der vulkanischen Tätigkeit an, die besonders auf der nördlichen Hemisphäre festzustellen ist. Genauere Beobachtungen aller vulkanischen Explosionen seit der Eruption auf Krakatoa 1883 haben erwiesen, daß die

Volken aus feinsten Asche, die um die ganze Welt getrieben worden sind, überall eine Verminderung der Sonnenstrahlung auf der Erde mit sich gebracht haben. So hat die Eruption von Mount Katmai auf den Aleuten im Jahre 1912 die Sonnenbestrahlung in Algerien um 20 Prozent vermindert.

Schweizer und amerikanische Meteorologen haben den Schluß gezogen, daß der Prozentsatz der Sonnenenergie, der die Erde erreicht, eine Rolle bei der Wetterbildung spielen muß. Es ist deswegen ein interessantes Phänomen, das auf der nördlichen Hemisphäre seit 1912 kein größerer Ausbruch eines Vulkans stattgefunden hat, während dies südlich des Äquators der Fall ist, wo auch keinerlei Erwärmung des Klimas festzustellen ist. Im Norden dagegen ist festgestellt worden, daß trotz industrieller Verunreinigung die Luft klarer, die Sonnenstrahlung größer und die atmosphärische Zirkulation der Luft schneller geworden ist. Deshalb geht das Eis zurück, werden die

Sommer wärmer und die Winter kürzer und milder! Parallel mit der Theorie Dr. Wexlers geht die Feststellung, daß der Prozentsatz an Kohlendioxid in der Atmosphäre gleichfalls zunimmt.

Kabeljau geht nordwärts

Weitere Beweise für den Klimawechsel, der, wie auch immer die theoretischen Erläuterungen lauten mögen, nicht zu leugnen ist, liefert die Wanderung nach Norden, die der Kabeljau unternimmt. Im Jahre 1919 wurde er zum ersten Male unter 64 Grad nördlicher Breite gesichtet, 1948 bereits unter 73 Grad, so daß dieser Fisch inzwischen zum Leckerbissen der Eskimos werden konnte. In Kanada und Sibirien geht die dauernd gefrorene Erde polwärts zurück und zwar bis zu mehreren Kilometern pro Jahr. In Finnland und Norwegen aber wird Land unter den Pflug genommen, das seit 600 Jahren unter Eis gelegen hat.

Prof. A. Natsen



— In diesem Haus will ich meinen Lebensabend verbringen. Ich leide stark an Rheuma — machen Sie deshalb nicht so viel kaltes Wasser an den Mörten!

Atme dich gesund!

Ausatmen ist besonders wichtig / Mit dem Bauch geht's besser

In seinem neuesten Buch „Sei glücklicher, sei gesünder“ berichtet der Verfasser von seinem Zusammentreffen mit Prof. Tirala, dem durch seine Atem-Therapie weltbekannt gewordenen Wiener Arzt. Prof. Tirala ist vor kurzem nach Wiesbaden übersiedelt, wo er die Leitung des klinisch-therapeutischen Instituts (Sanatorium Wilko) übernommen hat und dort gleichzeitig das erste Atemtherapeutische Institut in Europa einrichtet.

Prof. Tirala ist ein bedeutender Arzt und hat die wissenschaftlichen Grundlagen des Atmens, das er „Heilatmung“ nennt, seit mehr als zwanzig Jahren erforscht und die Heilwirkung zu einem wichtigen Teil seiner Praxis gemacht.

Bei der Untersuchung zahlreicher Sänger hat er entdeckt, daß sie äußerst selten unter hohem Blutdruck leiden. Tiefes, rhythmisches Atmen scheint dies zu verhindern. Prof. Tirala erzielte auch ausgezeichnete Resultate bei Patienten, die an Kreislaufstörungen und besonders an Herzbeschwerden und Krämpfen aller Art litten. Es gehört natürlich zum Beruf eines Arztes, sich mit hohem Blutdruck und Herzbeschwerden zu beschäftigen, sind es doch gerade diese Kreis-

laufkrankheiten, die Gesundheit und Glück in diesen schweren Zeiten der sozialen Spannungen und Belastungen so sehr beeinträchtigen.

Ausatmen ist besonders wichtig, weil ihr um so mehr Schlacken aus euren Stadiungen entfernt, je tiefer und länger ihr ausatmet. Euer ganzer Körper entspannt sich viel besser. Ich habe herausgefunden, daß überlastete, zappelige, nervöse Leute oft flache Brustatmer sind und ihrem Körper niemals die Wohltat und das Vergnügen des wirklich tiefen Ausatmens verschaffen. Kinder und Tiere kennen diese schöne Kunst des Bauchatmens und üben sie — betrachtet ein schlafendes Baby oder die Tiere im Zoo!

Prof. Tirala betont die Wichtigkeit der Zwerchfellatmung auch für die Menschen, die an Beschwerden der Gallenblase und Leber und an der Zuckerkrankheit leiden. Er hat vielen solcher Patienten durch seine Atem-Therapie geholfen und sie geheilt. Wird sie richtig durchgeführt, so ergeben sich Atemzüge, die das Zwerchfell herabdrücken und die Sekretion von Stoffen anregen, die für das Blut notwendig sind. Auch besteht eine direkte Beziehung, so sagt er, zwischen den Absonderungen der Leber und der Peristaltik. Prof. Tirala zeigt weiter an Röntgenbildern, daß tiefes Atmen auch das Herz stärkt und trainiert, das sich bekanntlich beim Einatmen ausdehnt und sich beim Ausatmen zusammenzieht. Besonders bemerkenswert

Langeweile ...

Die Minuten sind viel zu kurz. Die Stunden sind viel zu kurz. Die Tage sind viel zu kurz.



Das Leben ist viel zu kurz. Und doch gibt es Menschen, die sich langweilen. — Langeweile ist die Kurzwahl der Erlebnislosen. C. F. W. Hehl

war seine Erfahrung mit einem hohen amerikanischen Regierungsbeamten, der überall ohne Erfolg Heilung seines hohen Blutdrucks von zweihundertvierzig gesucht hatte. Als er schließlich zu Tirala kam und das richtige Atmen lernte, war sein Blutdruck in weniger als vier Wochen wieder normal und blieb so. Gayelord Hauser

DAS GUTE HERZ Merci beaucoup, Monsieur

Es war in den letzten Kriegsjahren, als Gefangene in der Landwirtschaft für Waldarbeiten usw. eingesetzt wurden. Wenn ich im Urlaub war und abends am Vereinshaus vorbeiging, wo die gefangenen Franzosen untergebracht waren, hörte ich zu den Klängen einer Ziehharmonika ihre wehmütigen Gesänge. Oft sah ich sie auch von ihrer Arbeitsstelle müde, schleppenden Schrittes an unserem Haus vorbeigehen.



Zeichnung: Bauschert

gehen. Und dabei fiel mir auf, daß sie fast alle zum Tor oder zum Fenster herabsahen, als erwarteten sie irgend etwas oder irgend jemanden. Ich fragte eines Tages meinen Vater nach der Ursache ihrer Neugierde, und darauf erwiderte er mir lächelnd:

„Ha, die werdet wieder uf an Ranka Brot oder a Flasch voll Moscht wart.“

„Ja, derf ma denn de Gfangene ebbes geba? Dos ischt doch sicher verbot!“ fragte ich erstaunt.

„Derf ma, derf ma“, entgegnete er mir wütend, „wenn 's nach dene ging, dürft ma et smol mal huschta. Au d' Gfangene send Menscha; vielleicht bessere wie dia Kerle, mo dahom hooked ond jessamäßig ögebet.“

Und nach einiger Zeit meinte er noch: „Vo de onre war a jeder frau, wenn 'r en Gfangenschaft a Stückle Brot extra kriega det. Aber soweit denket ihr Kerle natürlich et.“

Als ich am nächsten Morgen wieder die Franzosen vorbeikommen hörte, trat ich rasch ans Fenster und sah meinen Vater hinter den Tannen am Gartentor stehen, wie er gerade einem der Letzten eine Flasche Moscht, einem andern Brot und Zigaretten zusteckte. Ich sah noch mehr: Ich sah die leuchtenden Augen und strahlenden Gesichter der Franzosen und hörte ihr leises, glückliches: „Merci, merci beaucoup, Monsieur!“

Meine Mutter erzählte mir dann später, als ich selbst aus der Gefangenschaft heimgekommen war und erlebt hatte, wie recht mein Vater mit seiner Handlungsweise hatte, daß auch die Franzosen diese Geste eines guten Herzens nicht vergessen hatten. Wenige Tage nach dem Umsturz waren sie alle auf einem Lkw mit dem französischen Ortskommandanten bei uns vorgefahren und hatten meinen Vater begrüßt und ihm nochmals herzlich gedankt für seine Hilfsbereitschaft während der Zeit ihrer Gefangenschaft.

Arnold-Handel, Dettingen

Angst verursacht Kopfschmerzen

Eine eigenartige Beobachtung machte Dr. I. Stewart an der Universitätsklinik von Bristol. Bei der Untersuchung von 200 Patienten, die an zu hohem Blutdruck litten, stellte der Arzt fest, daß jene Personen, die um diese Erkrankung wußten und deshalb fast ausnahmslos in ständiger Angst vor Schlaganfällen lebten, gleichzeitig größtenteils über ständigen und starken Kopfschmerz klagten.

Dr. Stewart kam dabei zu dem aufschlußreichen Ergebnis, daß ganz allgemein ständige Angstgefühle als eine der wichtigsten Ursachen für häufig auftretende Kopfschmerzen anzusehen sind!

Hören mit der Brille!

Damit man Schwerhörigen nicht ansieht, daß sie eine Hörhilfe tragen, hat ein amerikanischer Erfinder ein komplettes Schwerhörigengerät in ein Brillengestell eingebaut. Das „Mikro“-Mikrofon befindet sich wie in Heft 29 der „Umschau in Wissenschaft und Technik“ (Umschau Verlag, Frankfurt/Main) mitgeteilt wird, in dem Steg über der Nase. In dem rechten Bügel sind drei winzige Batterien untergebracht, in dem linken eine Verstärkerschaltung. Der Schall wird durch den Brillenbügel auf die Knochen hinter dem Ohr übertragen, so daß der Schwerhörige auch auf diese Art die gesprochenen Worte seines Gegenüber verstehen kann.

Das fahrbare Wochenendhaus



Kaum hat Stops per Brief vernommen, daß Egon nun ein Haus bekommen,



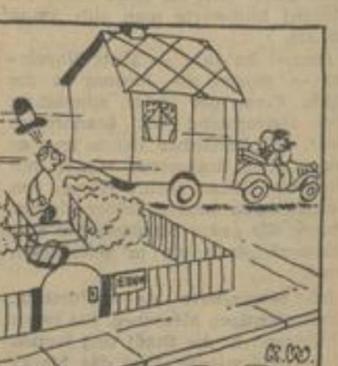
packt er gleich den Koffer ein, um dort einmal Gast zu sein.



Man sieht ihn zum Häuschen streben. Ach, die läßt nicht auf sich warten, Überraschung zu erleben.



Egon, der will g'rade starten,



Und als Stops die Tür erreicht, ihm das Räderhaus entflucht.

Moral: Geh' nicht auf alles willig ein, / es könnt' ein Schabernack auch sein.

Nehmen Sie's ernst?

Ihr Horoskop

vom 16. bis 22. November

Widder (21.3 - 20.4.):

Wenn Sie in finanzielle Note kommen, müssen Sie durch sparsamsten Wirtschaften der Gefahr begegnen. Stellen Sie einige Wünsche vorerst noch zurück.



Stier (21.4 - 21.5.):

Neue Verbindungen können für Sie erfolgreich sein, wenn Sie es verstehen, durch gewandtes Auftreten geschäftliche oder berufliche Vorteile herauszuholen.



Zwillinge (22.5 - 21.6.):

Ihre Verständlichkeitsbereitschaft sichert Ihnen im Verwandten- und Familienkreis oder bei Freunden allgemeine Sympathie.



Krebs (22.6 - 23.7.):

Achten Sie auf Vorgänge in Ihrer Umgebung. Obwohl Sie sehr umsichtig sind, sollten Sie sich ein sicheres Urteil rausuchen. Berufliche Hindernisse können Ihnen in den Weg gelegt werden.



Löwe (24.7 - 23.8.):

Seien Sie vorsichtig in der Wahl Ihrer Argumente, wenn Sie Ihre Umgebung von der Lauterkeit Ihrer Absichten überzeugen wollen.



Jungfrau (24.8 - 23.9.):

Neue Hindernisse können sich in den Weg stellen, die mit Energie und Tatkraft aus dem Weg geräumt werden können. Nur wer klug disponiert, dem bleiben Geldverluste erspart.



Waage (24.9 - 23.10.):

Aufregungen und Enttäuschungen, ja selbst Fehlurteile sind möglich. Eine gezielte Zurückhaltung ist daher von Vorteil. Auf keinen Fall von Depressionen unterliegen lassen.



Skorpion (24.10 - 22.11.):

Wenn Sie Pläne in größerem Ausmaß verwirklichen wollen, dann müssen Sie eine ausreichende wirtschaftliche Rückendeckung haben.



Schütze (23.11 - 22.12.):

Sollten Sie wachsam genug sein, eine sich bietende Gelegenheit zu erkennen und zu nutzen, dann ergeben sich günstige berufliche Veränderungsmöglichkeiten.



Steinbock (23.12 - 21.1.):

Noch immer gilt der Satz: Spekulationen bergen ein großes Risiko in sich. Denken Sie daran: halten Sie auch Maß in Ihrer Neigung zur Kritik.



Wassermann (22.1 - 19.2.):

Eine vorsichtige und hauswirtschaftliche Verwaltung Ihrer Barmittel ist ratsam, damit Sie immer eine kleine Reserve haben.



Fische (20.2 - 20.3.):

Mit vermehrtem Energieeinsatz können Sie eine nachhaltige Wirkung erzielen. Ihre Opferbereitschaft wird von Verwandten gerne gesehen, solange Sie nicht auch anderen Menschen helfen.



SONNTAGS-ZEITUNG
in der Südwest-Press-Verlag, Gemeinschaft Südwestdeutscher Zeitungsverleger
Tübingen, Uhländstraße 1, Telefon 2141
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Karl Lerch
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, auch wenn Rückporto beiliegt, wird keine Gewähr übernommen.
Druck: Tübinger Chronik, Tübingen, Uhländstraße 1

Schwäbische Kunde

Heimatland / Von Karl Fuß

Es sind bald vierzig Jahre her, daß mir in einem sibirischen Kriegsgefangenenlager, weit noch hinter dem Baikalsee, ein zerlesener Geschichtenband von Hermann Hesse in die Hände geriet — jene Erzählungen aus der Gerbersauer Jugendumwelt des Dichters. Ich las — und ich muß schon sagen: aus jeder Zeile rührte es mich da richtig heimlich an, legte es sich lind und tröstlich aufs Herz, das ob des Gefangenen-schicksals bisweilen verzagen wollte. Mitten in der kahlen ostasiatischen Steppe wehten mir die Schwarzwaldtannen ihren herben Ruch zu, die Gassen und Winkel und Giebel der kleinen schwäbischen Stadt waren mir in einer schmerzlichen Wirklichkeit ganz nahe, und die Schlotterbede und Kolb und Kämpff aus jenen Geschichten, das Kirchers-Päule und die Anna Amberg — ach, sie waren mir keine erdichteten Gestalten nur, sondern Burschen und Mädchen von Fleisch und Blut, meine engen Landsleute, ja, Nachbarn sozusagen: vom gleichen Heimathimmel überwölbt, der sich einst, in Friedenszeiten, über meinem eigenen kleinen Leben gespannt hatte. Seitdem weiß ich, daß „Heimat“ nicht nur die Erde ist, die ich beschreite, nicht nur Berg und Tal und Wald und Fluß und Au, nicht nur Dorf und Stadt, die meine Augen sehen, sondern mehr: ein inneres, heiliges Reich der Seele...

Daß wir Schwaben unser „Ländle“ lieben und preisen: diesen Gottesgarten, der das Erhabene und das Liebliche, das Uppige und das Karge, das Stille und das Bewegte, in so feiner Abwechslung und Mischung bietet — das ist eine natürliche Sache; auch die Westfalen und Schlesier und Rheinländer halten es so mit den Landschaften, in denen sie heimlich verwurzelt sind. Doch es mag schon sein, daß unsereiner besonders innig an der Heimat hängt — mitunter freilich auch,

weil sie kraft ihres technischen Genies so viele Arbeitsstätten geschaffen haben; von Philipp Matthäus Hahn über Daimler und Maybach bis zu Zeppelin und Bosch.

„Sprach: mein Land hat kleine Städte“ — so singen wir in einer Zeile unseres schwäbischen Nationalliedes. Jawohl: dieses wundervolle altväterische Granat-Nuster der vielen



Seit den großen Feuersbrüsten von 1724 und 1809 zeigt Balingen das Bild einer neuzeitlichen und gepflegten Geschäftstadt mit modernen Wohnsiedlungen und Fabrikanlagen. So sieht man dieser einstigen Zollerstadt ihr hohes Alter von fast 1100 Jahren kaum an. Zeichn.: Landesverkehrsverband Württemberg

kleinen Städte der Heimat — ob sie nun „aufgebaut so hoch da droben“ sind oder sich in Talmulden heimlich hineinkuscheln, ob sie sich den vornehmen Mantel dunkler Wälder umhängen oder sich vom Wind der Ebene durchbrausen lassen, ob noch verträumte kleinbürgerliche Spitzweg-Idylle oder präziöse Dornröschen-Residenzen aus galanten Zeiten kleiner Serenissimi oder bescheiden in den Schatten alter Klosterherrlichkeit sich duckende Orte — sie sind weiß Gott schon etwas Besonderes! Für unsereiner vielleicht einfach deshalb, weil sie uns Heimat sind: behagen mit unseren Erinnerungen, Erlebnissen, Abenteuern, Träumen! Auch wenn man sich vor allzu-schwäbischer Überheblichkeit hütet, wird man

doch feststellen dürfen, daß nicht gleich sonstwo unsere große deutsche Heimat so dicht und so kostbar bestirnt ist mit schönen Städtchen wie bei uns in Schwaben; eine ganze Milchstraße ist es, und der Fixsterne sind gar manche! Freilich: jede einzelne Stadt hat, bei aller schwäbischen Grundsubstanz, ihre Eigenart, ihr „Geschmäckle“, und das ist besonders reizvoll an ihnen. Diese Gemeinwesen sind, wenn schon mit gewissermaßen geschwisterlichen Zügen ausgestattet, doch echt schwäbische Individualisten: geprägte Form bis zum Eigenbröcklichen. Man ißt, trinkt, wohnt, spricht, liebt, haßt in Urach anders als in Hall, anders in Maulbronn als in Sigmaringen, anders in Bietig- als in Bestheim!

Schloß der Weile

Sauf net — trüel net,
schloß der Weile,
laß de Zeit drüue —
eme Weile
Fommt no über de
wia de jelig Kuch!



Lupf dei Glöale
onters Vöale,
schnupper zerfcht — bedenk!
jedes Schlickle
isch e Schickle
Sonneshci — jent trenk!

D'Auglaterne
wia zwai Schternle
glänzet no von enne her —
des Gefonkel
vertreibt's Donkel,
hell wird's om de her!

Onbeschwert,
wia verläet,
höfcht von fern des Weltgetemmel —
hupfelricht
hojch's erreicht,
's ischt de grad als wärscht em Semmel!

Georg Ott



Um hat unter den Kriegerereignissen schwer gelitten. Aber gemäß dem alten Spruch „Ulmer Geld regiert die Welt“, ist diese Stadt auch heute noch eine lebendige und rührige Metropole. Wenn auch viele der altherwürdigen winkligen Gassen verschwunden sind, ist doch noch manches Idyll wie hier beim Zundeltörle erhalten geblieben. Zeichn.: Landesverkehrsverband Württemberg

nebenbei bemerkt, mit einer gewissen verhockten und verstockten Selbstgerechtigkeit, die nicht über das eigene Nest hinausschauen will und den edlen Heimatgedanken unedel verzerrt: ihn vergötzt oder verkitscht. Die schwäbische Volksseele ist sich dieser Gefahr bewußt und hat nicht umsonst das Sprichwort geprägt: „s geht au' no' a Ennabeura henter Ennabeura!“. — Bei dieser bisweilen fast ins Fanatische abgleitenden Heimatliebe mag es auf Anhieb merkwürdig anmuten, daß wir zugleich auch ein Volk der Streuner sind, der unruhig Schweifenden, der Weltwanderer: Knulpe allzumal und Weltumsegler-Auguste! Überall auf dem Globus findet man Schwaben, es hat sich auf ihm herumgesprochen. Wir haben in den wirtschaftlich bedrängten Zeiten des vorigen Jahrhunderts fast zu viel an guter Volkssubstanz an die weite Welt abgegeben, und schon darum sind wir unseren großen Erfindern (die neben den hohen Geistern der Kunst und Wissenschaft oft vergessen werden) zu Dank verpflichtet,

Schwäbische Wahlhörtörchen von Anno dazumal

Wer kennt wohl noch das neckische Wählerlied vom Jahre 1835, das damals im Herbst allenthalben angestimmt wurde und also lautete:

„Der Amtmann, der spricht zu den Schulzen gar fein:
Hört, wählt mir nur diesmal kein'n Roten hinein. Vidrallala.
Der Schultes, der Schultes, der schmunzelt und spricht:
Ich bitt euch, ihr Bauern, wählt diesen doch nicht!
Ich weiß für euch einen, wie's wenige gibt,
Und der ist auch bei der Regierung beliebt.
Die Regierung kann nützen und schaden euch viel,
Drum nur keine Roten, die laßt aus dem Spiel.
Der Bauer, der hat sich nicht lange bedacht,
Wie der Schultes ihm solche Plattusen gemacht.
Herr Schultes, erspar er die Mühe sich doch,
Was er uns da predigt, das ist uns zu hoch.
Wir Bauern, wir brauchen zu unserm Gedeihn
Nichts weiter als Regen und Sonnenschein,
Und Regen und Sonnenschein gebt ihr uns nicht,
Und Regen und Sonnenschein nehmt ihr uns nicht.
Die sechs Millionen, die nähmen sie gern,
Die lieben, die guten, die adligen Herrn.
Wir Bauern, wir halten die Taschen fest zu.
Herr Schultes, Herr Amtmann, nun laß uns in Ruh!
Vidrallala.“

Also auch vor einhundert Jahren: Wahlkampf, Wahlbeeinflussung und Wahlkrach. Daß es dabei aber auch nicht an belastigenden Dingen fehlte, ist für uns Schwaben eigentlich selbstverständlich. Man machte sich damals gern den Scherz, den Wahlzettel zu „bedichten“, oder ihn mit klugen Einfällen zu zieren. Vielleicht war der eines Balingers Anno 1850, als es um die Landesstandwahlen ging, gar nicht so töricht, denn er vermerkte lapidar: „Es taugen beide Wahlmänner nichts!“

Im Tettngang seufzte einer erklärend: „Das letztmal habe ich Gottes Allweisheit gewählt, diese ist aber nicht in die letzte Kammer gekommen, wie sich gezeigt hat; jetzt wähle ich Gottes Barmherzigkeit, die wird man jetzt wohl brauchen können.“

In Ravensburg verselte ein Wähler: „Ich wähle Karl von Württemberg, damit er lerne und erfahre die Stimme des Volkes, damit er kennenlerne von Angesicht zu Angesicht diejenigen Männer, die es redlich meinen mit König und Vaterland, daß er unterscheiden lerne das gute Korn von den „Heckerlingen“, um einstens zum Segen des Landes Scepter und Schwert nach dem Motto: furchlos, aber gerecht und beharrlich, erfassen und übernehmen zu können.“

Ein anderer im Bezirk Balingen meinte: „Ein Vater muß am besten wissen, wo es seinen Kindern fehlt. O, Vater Wilhelm, sei versichert; die Mehrzahl deiner Kinder fleht: sei gnädig, hilf weil's nötig ist, denn so prästirt's der Bauer nicht.“

Den König „wählten“ manche, aber auch: „Jesus Christus, den Weltheiland“, wie auf einem Zettel in Tettngang stand.

Und in Schwäbisch Hall zog man drei Zettel aus der Wahlurne „für den Herrgott“.

Wenig nett verhielt sich, als Wahlvorsteher, 1849 der Schultheiß in Pfondorf bei Tübingen. Er ersparte eine Wahlurne und ließ einfach jeden Stimmberechtigten seinen Zettel einwerfen in — die Schublade seines Arbeitstisches. Er hockte davor: Lade auf, Lade zu, und er erkannte so seine Pappenheimer recht leicht. Nur hatte die Geschichte einen Haken. Diese Wahlmethode wurde angefochten, und die Pfondorfer mußten nochmals, unter höherer Kontrolle, ihre Stimme abgeben.

Da zeigte sich das Wählen bei den Leuten aus Bühl und Kiebingen weitaus freundlicher. Sie zogen nämlich geschlossen mit Fahnen und Standarten nach Rottenburg, sangen hier gemeinsam auf dem Marktplatz: „Freiheit, die ich meine...“, tanzten danach eine Polka und schritten voll Friede und Freudigkeit zur Wahlurne.

Da klingt beinahe rührend die Nachricht von einem armen Bürger aus Mähringen bei Tübingen, der nicht zur Wahl schreiten durfte, dieweilen er 1 Gulden 12 Kreuzer aus der Stiftskasse erhalten hatte. Auf keinen Fall wollte er seine Stimme verlorengelassen lassen; und er ging von Haus zu Haus, bis er die nötige Summe zusammengeliehen, zahlte sie der Stiftskasse rechtzeitig zurück und schritt, wie all die andern auch, zur Urne. Geschehen 1850 und beispielgebend für alle, die zu träge sind, und die da meinen, auf sie käme es ja nicht an.

Die Eßlinger Kommission erwischte einen Zettel mit folgendem Reime: „Armes Volk, aus Unverstand wählt du links im ganzen Land! Hasenfüße mancher Art schredet der Linken Heckerbart. Reicher Herren stolze Nas, wendet sich vom schlichten Haas, Volkspartei, dein Siegesklang, ist der Freiheit Grabgesang.“

Rein persönlich, und dies sogar in Gedichtform, rief 1844 einer die Bürger auf, ihrer Pflicht zu genügen. Da lassen beispielsweise die Tübinger: „Und ihr, die euch schäret um Tübingens Auen, Lasset doch auch ein Fünklein Musenwitz schauen, Und wählet zwei Männer vom rechten Gepräge; Ihr kennt ja die Schliche und wisset die Wege.“

Oder er riet den Reutlingern an: „Bei euch in Stadt und Oberamt Reutlingen, Da wimmelt's, wo man hinsieht, von G'scheidlingen! Drum bin ich ob eurer Wahlen in Ruh; Kommen doch diesmal noch die Krämer dazu.“

Schließlich noch ein Vers für die Leute in der Landeshauptstadt. „Ihr rührigen Männer von Stuttgart, der Stadt, O werdet nicht müde und werdet nicht matt, Wenn ihr ernstlich nur wolle, so muß es gelingen, Etwas Brillantes (!) in die Kammer zu bringen. — Ihr aber im Stuttgarter Amtsbrevier, Werdet wohl einsehen ohne Gedankenklustier, Daß es erbärmlich schlecht würde passen, Statt vertreten, sich bloß — versitzen zu lassen.“

Dann wurde gewählt, wacker und schwäbisch. Und wie man vor hundert Jahren „seinen Mann“ durchbrachte, so sollte und könnte das auch heuer wieder sein, sofern wir keine Müdigkeit aufkommen lassen. Oswald Rathmann

Zur ungelegenen Stunde

Der Herr Finanzamtsvorsteher Knöpfle und der Gastwirts- und Schnapsbrennereibesitzer Vöhrer „Zum roten Ochsen“ waren nicht gut aufeinander zu sprechen. Das hatte so seine Gründe. Auf jedenfall war's dem Ochsenwirt schon zweimal passiert, daß er nachdrücklich auf Einhaltung der Dienststunden verwiesen wurde, wenn er zu einer Zeit, die wohl ihm in den Kram, aber dem Herrn Knöpfle keineswegs in den seinen paßte, an der Amtszimmertür des Finanzamts anklopfte. Der Herr Vöhrer möchte sich gefälligst erst vergewissern, wann die Amtsräume für den Kundenverkehr offen seien.

Eines Tages nun hatte der Ochsenwirt eine Vorladung bekommen, laut deren er sich am kommenden Dienstag punkt elf Uhr auf Zimmer drei des Finanzamts einzufinden hatte. „Ist recht, Herr Knöpfle! I werd den Zeitpunkt gwis net vergesse!“ knurrte, der Ochsenwirt vor sich hin und steckte den Wisch zu sich.

Als er am Montag spät nach Mitternacht vom Jaßabend im „Goldenen Fäßle“ heimging, nahm er den Umweg an der Wohnung des Herrn Finanzamtsvorstehers Knöpfle vorbei und rüttelte die Hausglocke; nicht eben zaghaft und auch nicht zu kurz. Als bald erschien auch eine benachthemdete Gestalt unterm Fenster und brüllte herunter: „Schweinerel, verfluchte! Was ist denn da unten los, zum Donnerwetter!“ — „Nix, nix!“ rief der Ochsenwirt am Haus hinauf. „I bin's, Herr Finanzamtsmann! I han bloß froge wolle, um welche Zeit i morgo zu Ihne bestellt bin — net daß i wieder zure o'glezene Stund komm!“

Palmolive-Schönheitspflege
verleiht Ihnen eine reine,
zarte und glatte Haut



Beginnen Sie noch heute mit der Palmolive-Schönheitspflege, um einen reineren, frischeren und lieblicheren Teint zu erhalten. Diese milde Schönheitsseife ist hergestellt aus reinen, natürlichen Palm- und Olivenölen. Das natureigene Chlorophyll des Olivenöls gibt Palmolive die grüne Farbe. Palmolive-Seife, mehr als Seife - ein Schönheitsmittel. Das 100 g Stück 65 Pf. — das große 150 g Stück 90 Pf.

Der Fall Haddings

Roman
von
Gustav A.
Mylach

Copyright by Verlag v. Graberg & G6rg, Wiesbaden

(2. Fortsetzung)

Die Rennbahn der Motorenfabrik lag am Südende der Werkanlagen, hatte den in Betracht kommenden Fahrgeschwindigkeiten entsprechend überhöhte Kurven und war genau 600 Meter lang.

Im Innenraum stand der alte Jim mit einem Monteur neben einer langgestreckten, niederen Maschine, die an Stelle der bekannten Motorkonstruktionen nur einen rechteckigen, grauen Stahlkasten zeigte, an dessen einer Seite die Kraftübertragung vorsprang. Von den Einzelheiten des mit einem Verbrennungsmotor hergebrachter Ausführung gekuppelten Radiokrafters war mit Ausnahme eines unscheinbaren Energieempfängers nichts zu sehen, was auf eine Besonderheit in der Konstruktion hinwies.

Bynes gab einige allgemein gehaltene Erklärungen und stieg dann in das bereit gehaltene Lederzeug.

Die erste Fahrt der neuen Maschine sollte beginnen.

Bynes stülpte den Sturzhelm über den Schädel, zog den Riemen unter dem Kinn fest.

James Haddings gab seinem Ingenieur die Hand.

„Gott befohlen, Bynes. Brausen Sie ab.“

Bynes grünte über das ganze Gesicht, zog die Schutzbrille über die Augen.

„Wird eine etwas windige Geschichte werden.“

Jim Dawney schob die Maschine auf die Zementbahn. Der Ingenieur schwang sich auf den weit nach hinten gelagerten Sattel. Gab Zündung. Der Motor kam auf Touren.

Das neue Rennmodell der „Steel Motor Cycle Works“ legte sich in die erste Kurve. Haddings sah mit gespanntester Aufmerksamkeit dem verhältnismäßig geringer Geschwindigkeit die Bahn umkreisenden Bynes nach. Knatternd legte die Maschine zwei, drei Runden ab.

Dann: Auf die rhythmischen Explosionsgeräusche folgte plötzlich Stille. Pfeifend surrten die Profile der Luftreifen auf dem glatten Zement. Bynes hatte die Umschaltung betätigt, den Verbrennungsmotor gedrosselt, nachdem er vorher die Kraftaufnahme für den Radiomotor auf Empfang gestellt hatte.

In unheimlicher Lautlosigkeit zog die Maschine los. Der Tachometer am Lenker zeigte 95 Stundenkilometer.

Bynes sah die Kurven wie grauweiße, riesige Haken auf sich zufliegen. Runde auf Runde legte er hinter sich. Die Rasenfläche des Innenraumes wurde zu einem Kreis, um dessen Tangente er in wahnwitziger Schnelligkeit raste. Ihm schien es, als ob die Maschine unter ihm stillstand und sich die Zementfläche in tollem Wirbel unter den Rädern fort drehte. Ein Blick auf den Geschwindigkeitsmesser sagte ihm, daß die Leistung des Motors noch nicht erreicht sein konnte. Der Tachometer wies auf 150 Stundenkilometer.

Bynes schaltete auf letzte Kraft. Ein fast unmerklicher Zug riß die Maschine in neue Geschwindigkeiten. Bynes fühlte den ihm sich entgegenstürzenden Luftstrom wie Eisnadeln auf den Wangen. Die Nadel des Reglerapparates kletterte auf 190 — 170 — 180 — 185. Bei 195 stand sie still.

Der Ingenieur verwandte alle Aufmerksamkeit auf die Kurven. Ein sekundenkurzes Zaudern, ein Zittern der Hände, und er würde über die Barriere geschleudert. Die geringe Länge der Bahn erforderte Anspannung aller Nerven. In rasendem Tanz flog er von Kurve zu Kurve. Sekundenlang lag er beim Durchfahren der Ueberhöhen fast parallel zum Erdboden.

Im Innenraum verfolgte Haddings den um die Bahn kreisenden Bynes mit erregten Blicken. Von Zeit zu Zeit stoppte er die gefahrenen Geschwindigkeiten. Die Maschine fuhr fast geräuschlos, nur das Surren der Gummiprofile der Bereifung schwirrte wie entferntes dumpfes Trommeln.

Lächelnd wandte er sich zu Burry.

„Was sagen Sie zu dem neuen Modell?“

„Ich bin erstaunt, Mister Haddings.“

An der Gitterfassung einer der Kurven stand eine Frau. Miß Ellinor Fadul, die von einem Angestellten des Werkes zur Rennbahn geführt worden war.

Haddings winkte mit der Hand einen Gruß hinüber.

Die Geschwindigkeit der von Bynes gesteuerten Maschine verringerte sich zusehends. Nach wenigen Runden setzte das Geknatter der Brennstoffexplosionen wieder ein. In langsamer Fahrt kam Bynes aus der Kurve in die Gerade. Hielt.

Jim Dawney sprang zu. Bynes schob die Schutzbrille auf die Stirn, zog die Stulphandschuhe ab.

„Gratuliere, Bynes.“

Haddings schüttelte dem Ingenieur die Hand. Über die Rasenfläche kam Ellinor Fadul geschritten. James Haddings ging ihr entgegen.

„Das ist also deine neue Erfindung, James?“

In ihren Augen lag ein flirrender Glanz. Mit neugierigen Blicken betrachtete sie den abseits stehenden Bynes.

Haddings empfand in diesem Augenblick ein Gefühl von Stolz und seltsamer Befriedigung.

„Darf ich dir Mister Bynes vorstellen?“

Ellinor Fadul neigte ein wenig den Kopf, überflog die schlanke Figur des vor ihr stehenden Ingenieurs mit einem einzigen Blick.

„Sie sind ein tollkühner Fahrer, Mister Bynes.“

Bynes lächelte verlegen.

„Keine Leistung, Miß Fadul. Man sitzt auf dem Sattel und hält das Ding in der Bahn. Das ist alles.“

„Ich habe gehört, daß Sie an der Konstruktion hervorragenden Anteil genommen haben.“

Der Ingenieur sah für einen Moment Haddings an, der dem alten Jim irgendeine Anweisung gab. Der Blick aus den feuchtglänzenden Augen der Sängerin irritierte ihn ein wenig.

„Es ist mein Beruf, Miß Fadul.“

„Warum so bescheiden? Und Sie gehen ganz in Ihrem Beruf auf Mister Bynes?“

Ellinor Fadul dehnte die Worte ein klein wenig.

„Es muß aufregend und fabelhaft interessant sein, auf einer solchen Maschine zu fahren.“

James Haddings war inzwischen mit Burry herangetreten.

Der gesellschaftlich gewandte Burry warf einen flüchtigen Blick auf den Ingenieur und verbeugte sich dann förmlich.

„Ah, Mister Burry! Können wir gehen, James? Möchte gern einmal den Hüttenbetrieb ansehen.“

Haddings nickte kurz.

„Lieber Bynes, tragen Sie Sorge, daß mir niemand an die Maschine herankommt. Ich bin immer etwas beunruhigt, daß irgendwelche unberufenen Augen herumlungern.“

Ellinor Fadul lächelte.

„Ist es so schlimm, James? Vielleicht hätte ich gar nicht hierherkommen sollen.“

James Haddings sah seine Braut an. Aus seinen Worten klang ein ungewöhnlicher Ernst, als er mehr zu Burry gewendet, fortfuhr: „Dinge von eminenter Bedeutung liegen oft wie ein Fluid in der Luft. Die Konkurrenz zeigt plötzlich ein besonderes Interesse, in den Tagesblättern finden sich merkwürdige, von irgendeiner geheimnisvollen Seite inspirierte Artikel und dergleichen mehr. Ich erinnere Sie daran, Burry, daß wir vor sechs Monaten, als wir den Motor Modell IV herausbrachten, eine besondere Überraschung erleben mußten. Ich werde den Verdacht nicht los, daß wir es in diesem Falle mit einer Indiskretion zu tun hatten. Denn, daß Kensing ausgerechnet einen Tag früher als wir eine neue Konstruktion ankündigte, und das mit genau den gleichen Argumenten wie wir, das spricht eine sonderbare Sprache. Aus diesem Grunde bitte ich auch Sie, Burry, sich keinem der Ihnen unterstellten Herren irgendwie über beabsichtigte Neuerungen auszulassen.“

Burry blickte zu dem Ingenieur hinüber.

„Es muß ein Zufall gewesen sein, Mister Haddings. Unsere Leute sind unbedingt zuverlässig.“

„Ich nehme es an, Burry. Aber wie nun, wenn es kein Zufall gewesen ist? Also lassen Sie uns doppelt vorsichtig sein. Jim Dawney übernimmt die Aufsicht über die Maschine während ihrer Abwesenheit, Bynes.“

Bynes zeigte lachend seine Zähne.

„Ist in Ordnung, Mister Haddings. Wir wollen schon aufpassen, daß uns niemand darzwischen gerät.“

Haddings wandte sich an Ellinor.

„Wir können gehen, wenn es dir recht ist. Bynes wird uns begleiten. Sie haben wohl kaum Zeit, Burry. Denken Sie doch bitte daran, daß wir in der Suche Gravelles heute zum Abschluß kommen. Schieben Sie die Lieferung bis Ende April hinaus. Sagen Sie, wir hätten Pech gehabt im Stahlwerk oder so. Sie werden schon sehen, wie Sie es einrichten. Burry. Lassen Sie sich jedoch auf nichts ein. Der alte Esel schimpft gern. Sagen Sie ihm auch, ich würde ihn heute abend im Klub treffen.“

Burry verabschiedete sich von der kleinen Gruppe und ging zum Verwaltungsgebäude zurück.

Bynes rief dem neben der Maschine stehenden Dawney ein paar Worte zu.

Der alte Jim nickte nur wortlos und schob dann die schwere Maschine dem Ausgang der Rennbahn zu. Solange Jim Dawney die Augen auf hatte, sollte schon niemand an das Ding herankommen.

Ellinor Fadul, Haddings und Bynes schritten langsam durch die Gießerei, in der die unförmigen Gießpfannen an großen Laufkränen schwebten.

Die Schmelzöfen dunsteten, stickige Dämpfe hüllten die weite Halle in gelbe Nebel. Die schwere, dicke Atmosphäre legte sich beißend auf die Lungen.

Ellinor Fadul hustelte.

„Bitte, James, laß uns hier hinausgehen.“

Auf dem Hofe lachte Haddings kurz auf.

„Siehst du, Ellinor, das ist die Form! Tag ein, tagaus in schweißigen Dämpfen arbeiten, zehn Stunden lang. Stahl und Eisen verhärtet die Herren, Ellen.“

„Wie du das sagst, James.“

Haddings wies mit der ausgestreckten Hand auf einen der Riesenschornsteine.

„Wir erfüllen ein Gesetz, das mit unseren Vätern in die Welt kam. Sie schufen die Maschine, die Technik, um sie sich dienstbar zu machen. Heute sind die Söhne da Sklaven, wo die Väter sich Herren dünkten, und das große, stählerne Tier berricht uneingeschränkt.“

Wir sind heute an eine bittere Pflicht gefesselt, die selten so viel Zeit läßt, uns auf das Gefühlsmoment in der menschlichen Maschine zu besinnen. Nicht aus unserem Willen fliegt der Schein der Feuerressen über verrußte Höfe und verqualmte Werkstätten. Wir sind die Räder in dem Mahlgang eines Lebens, das wie ein gefräßiger Moloch unerbittlich über dem Einzelnen thront. Hygiene und Sozialismus im besten Sinne können nicht darüber hinwegtäuschen. Ich will sagen: Die Freiheit des Individuums ist problematisch. Wir wissen ganz genau, daß wir nicht glücklich sind.“

James Haddings schlug mit der Hand durch die Luft, lachte.

„Du sprichst wie ein Dichter, James. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Citymann so von seiner Fabrik plaudern kann.“

Ellinor Fadul raffte ihre Röcke, überschritt vorsichtig eine öltschillernde Wasserpfütze.

Der hinter ihr schreitende Oberingenieur wurde nachdenklich.

Haddings Worte rührten an Dinge, über die zu grübeln er sich niemals Zeit genommen hatte. Für John Bynes gab es nur die Werkstatt und in den wenigen Erholungsstunden einen faulen Sonntagnachmittag am Fluß mit der Angelrute in der Hand.

„Sie haben recht, Mister Haddings. Wir kennen zu wenig vom Leben. Außer der Konjunktur, außer Organisation, Export und „speeder up“ gibt es noch andere Dinge, die nur in uns liegen und um die man sich ein wenig mehr bekümmern sollte.“

Haddings legte dem Ingenieur die Hand auf die Schulter.

„Unsinn, Mann! Mit dieser Weisheit machen wir unsere Leute nicht satt. Irgendwie ist alles in der Welt Motor. Es reißt uns vorwärts und, je nachdem wir die Maschine beherrschen gelernt haben, entweder zu dem von uns gewollten Ziele oder in den Straßen. Die Bahn ist manchmal nicht einwandfrei. Hat verdammte Spitzkurven, Bynes. Dann sieht es oft aus, als ginge die Reise wieder zurück.“

Im Stahlwerk fuhren die Chargiermaschinen hin und her. An den Generatoren ständen rußgeschwärzte Männer auf den Retorten und schürten höllische Feuer. Flammen züngelten. Kohlenstaub flog und Geruch giftiger Kesselhässer, vor deren Fronten lange Reihen mit Kohlen gefüllter Eisenbahnwaggons standen. James zeigte die mechanische Feuerbeschickung, erklärte ihr die Einrichtung und die Funktion der spielzeugkleinen Kontrollapparate.

Sie gingen durch die hellen, luftigen Montagewerkstätten, in denen auf eisernen Gestellen Teil an Teil gefügt wurde. Er zeigte ihr die Modelltscherei, die Lackiererei; die Lager, in denen ein Aroma von harzigem Holz und Firnis stand. Nach einer Stunde bat Ellinor: „Führ' mich hinaus. Das Tempo hier erdrückt mich.“

Haddings lachte, zwinkerte seinem Ingenieur zu.

„Glaub's, Ellen. Glaub's. Man muß mit beiden Füßen drinstehen, um nicht umzufallen. Das ist mein Leben, Ellen. Fürchtest du dich nicht?“

„Warum, James? Du wirst mich doch nicht zwingen wollen, zehn Stunden an der Drehbank zu stehen oder mit einer eisernen Stange in glühendem Koks herumzustochern.“

„Das nicht. Aber es könnte sein, daß ich einmal müde und abgespannt nach Hause komme. Wirst du dann nicht ungeduldig werden?“

„Aber James! Ich bitte dich.“

James Haddings wandte sich an Bynes.

„Gehen Sie nach Hause, Bynes. Wer ist Ihr Stellvertreter?“

„Howell.“

„Sagen Sie ihm doch, er soll den Betrieb am neuen Kraftwerk forcieren. Ich glaube auch, daß es richtig ist, keine unnütze Zeit zu verlieren. Bin heute ganz Ihrer Ansicht, Bynes.“

Am Tor des Verwaltungsgebüdes verabschiedete sich der Ingenieur.

Ellinor Fadul gab ihm die Hand.

„Werden Sie die neue Maschine in dem nächsten Rennen fahren?“

„Im „Kanada-Rennen“, Miß Fadul!“

„Viel Glück, Mister Bynes.“

Zwanzig Minuten später fuhr Haddings mit seiner Braut zum Zentral-Park.

III.

In den Büros der Kensing'schen Motorenwerke klappeten die Pultdeckel, rasselten die Rollläden der Aktenschränke. — Feierabend!

Auf den Fluren und Gängen klapperten Hunderte von Stiefelabsätzen den Ausgängen zu. Nur in den Kassenräumen im Erdgeschoß brannten noch die elektrischen Flammen, beugten sich krummte Rücken über Berge von Papieren, klickerten und klingelten die Schreibmaschinen.

Im Botenzimmer des ersten Stockwerks stand ein großer, schlanker, dunkelhaariger Mann und beehrte vor Mister Kensing geführt zu werden.

„In welcher Angelegenheit, Herr?“

„Tut nichts zur Sache. Geben Sie diese Karte ab.“

Der Bürodienner zuckte die Achsel.

„Wird nicht zu machen sein, Mister Kensing läßt sich nicht stören.“

Der Besucher runzelte die Stirn.

„Mister Kensing wird Sie noch heute abend vor die Tür setzen, wenn Sie mich noch lange warten lassen.“

„Ist nicht sehr wahrscheinlich, Herr. Mister Kensing pflegt seine Instruktionen nicht ohne Grund zu geben.“

„Mister Kensing ist für mich stets zu sprechen! Merken Sie sich das, falls ich noch einmal wiederkomme. Und jetzt gehen Sie hinein und melden Sie mich an!“

„Ich bedaure wirklich, Herr. Wenden Sie sich schriftlich an Mister Kensing. Wenn Sie vorgelassen werden sollen, wird Ihr Name hier vorgemerkt.“

Der späte Besucher schob den Bürodienner zur Seite, ging auf die breite Elchentür des Kensing'schen Privatoffice zu.

Er öffnete ohne anzuklopfen.

Lloyd Kensing saß im Gespräch mit einem Herrn. Auf dem Rauchtisch zwischen ihnen stand eine Whiskyflasche mit zwei Gläsern.

Dieser andere Herr war Doktor Palmerstone, der Chefarzt des Lincoln-Krankenhauses.

Beim Geräusch der sich öffnenden Tür drehte sich Kensing halb herum.

„Können Sie nicht anklopfen, Willis? Wie oft soll ich Ihnen das sagen?“

„Guten Abend, Mister Kensing!“

Lloyd Kensing sprang aus dem Sessel auf.

„Ben!“

„Stimmt.“

„Wie steht es?“

„Kannst dem Halunken von Bürodienner meine Persönlichkeit avulsieren. Der Esel wollte mich wieder wegschicken.“

„Der Mann ist gut! Gestatten Sie, Palmerstone. Mister William Jonnyson, Ingenieur aus Detroit.“

Palmerstone erhob sich, reichte dem Angekommenen die Hand.

„Wir sprechen vom Kanada-Rennen. Doktor Palmerstone wird wie immer meine Marke fahren. Setzen wir uns.“

Kensing lachte geräuschvoll, ließ sich in den Sessel fallen.

„Was macht deine Arbeit, Ben?“

William Jonnyson schielte auf Palmerstone, rieb sich das Kinn.

„Geht vorwärts. Langsam aber sicher.“

„Sie sind mit einer größeren Arbeit beschäftigt?“

Der Doktor warf mehr aus Höflichkeit als aus Interesse die Frage hin.

„Wie man es nimmt. Keine von den todsicheren Sachen. Gehört verdammt viel Ausdauer dazu!“

Kensing schlug sich auf die fetten Knie.

In seinen von Tränensäcken verquollenen Augen lag ein hämischer Ausdruck.

„Mister Jonnyson läßt sich nicht ausfragen, Doktor.“

„Habe auch nicht die Absicht.“

Palmerstone zündete sich umständlich eine Zigarre an.

Schwerfällig schleppte sich das Gespräch einige Minuten hin. Man sprach von Effekten, vom neuesten Bankkrach in Chicago, vom Streik der Minenarbeiter in Ohio, vom letzten Pittsburger Gesellschaftskandal, in dessen Mittelpunkt die Gattin eines bekannten Industriellen stand.

In irgendeinem Zusammenhang fiel plötzlich der Name Haddings.

Doktor Palmerstone zog sich ein Glas Whisky ein, fragte so nebenher:

„Kennen Sie James Haddings?“

Jonnyson quittierte einen Blick aus den wässrigen Auglein Kensing's mit mokantem Lächeln.

„Vom Hörensagen. Steht nicht gut um ihn, wie man sich erzählt. Hat große Rosinen im Kopf, will bauen, wie ich gehört habe.“

„Will nicht nur, tut es schon.“

Der Medizmann hatte den kurzen Blick aufgefangen, tat jedoch harmlos. Schwatze weiter.

„Der Mann ist mein Freund nicht. Aber er ist ein tüchtiger Kerl. Hat die Werke am Monongahela erst groß gemacht. Der alte Josua würde freudig erschrecken, wenn er wiederkommen könnte. Habe Haddings Vater, Josua Haddings noch gekannt. Würde heute auch im Trust sitzen. War gute Klasse. Aber der Sohn tanzt Extratouren, legt sich gern quer.“

Jonnyson trommelte auf die Messingplatte des Rauchtisches.

„James Haddings wird mit seinen Spekulationen in den Sumpf fahren. Hüttenwerk und Kraftfabrikation. Nächstens drückt er Gesangbücher für Negerweisen. Der Mann ist unlautere Konkurrenz. Man nimmt ihn nicht ernst, und das ist gut. Wenn er den letzten Cent verspekuliert hat, wird er verurteilt.“

Doktor Palmerstone stand auf.

„Denke auch, er wird's nicht mehr lange machen. — Will gehen, Kensing. Es bleibt also dabei. Sie schicken mir die Maschine in diesen Tagen. Fahren Sie mit hinüber!“

Lloyd Kensing geleitete seinen Gast zur Tür.

„Weiß noch nicht, Doktor.“

Die Tür fiel ins Schloß.

Kensing drehte sich herum, sah den ruhig und gelassen mit übergeschlagenen Beinen darsitzenden Jonnyson an.

„Na?“

„Hat geklappt.“

Jonnyson strich die Asche von der Zigarre, zog ein Papier aus der Tasche.

„Hier ist ein Paß. Hat einige Schwierigkeiten gekostet. Du siehst, ich arbeite prompt.“

Die breite Figur des Industriellen wucherte im Türschwamben.

„Und das andere?“

Der Mann im Lederseessel schnippte mit den Fingern.

„Von heute an werden wir nur noch brieflich miteinander verkehren können.“

Mrs. Haddings legte die Mappe mit den alten französischen Kupferstichen aus der Hand.

Auf den breiten Scheiben der geschnitzten Bibliotheksschränke zitterten Reflexe. In einer flachen Onyxschale dufteten Magnolien. Überall auf der hellen Stofftapete, auf dem Teppich, auf dem spiegelblanken Rautenmuster des Parkettbodens flirrten und leuchteten Sonnenkringel.

Durch die weitgeöffneten Fenster kam ein Ruch von feuchter Erde. Die Haselsträucher des Parkes zeigten die ersten grünen Triebe, warm strich der Wind über die Rabatten.

Mrs. Haddings blickte veronnen in den Park, in dem die ersten Stare vergnügt piffen.

Seit acht Tagen weilte Miß Ellinor Fadul im Haddings'schen Hause. Die elegante und kapriziöse Künstlerin gab sich der alten Dame gegenüber mit herzlicher Liebenswürdigkeit Plauderte, lachte, tat ungenzungen und behandelte ihren Verlobten wie einen großen Jungen.

(Fortsetzung folgt)

Das Leitbild

Junge Menschen machen sich — noch unverheiratet — eine Vorstellung ihres späteren Familienlebens. Selten ist diese Vorstellung eine individuelle, sondern sie lehnt sich an ein innerliches, der erlebten Wirklichkeit entnommenes Vorbild an. Meist ist es das herkömmliche, das den Mann als den Ernährer der Familie betrachtet, der für das auskömmliche Wohl der Familie zu sorgen hat. Ehen, die unter diesen Voraussetzungen einstmals geschlossen wurden, haben durch den Krieg, durch Gefangenschaft oder Arbeitsunfähigkeit des zurückgekehrten Mannes eine andere Grundlage erhalten. In vielen Fällen ernährt nun ein wesentlicher — und bereitwillig — die Frau die Familie. Auch zahlreiche junge Ehen werden nur auf der Arbeitskraft der Frau oder ihrer weitgehenden beruflichen Mithilfe aufgebaut. Wenn von diesen Ehen die einen gut verlaufen, die anderen aber auseinandergehen, so liegt dies nicht an einem Mangel an Liebe, sondern daran, daß die Vorstellung beider Partner nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Der Mann leidet darunter, die Familie nicht aus eigener Kraft erhalten zu können, so wie er es bei Vater und Großvater — dem übernommenen Vorbild — erlebte. Die Frau, die heiratete, um versorgt zu sein, verargt im stillen dem Mann sein Versagen; beide Teile können die Enttäuschung irgendwie nicht ertragen und mit der Zeit zerbricht die Ehe. Viel stabiler in allen Wechselfällen sind die Ehen, bei denen beide Teile sich als gleichrangige Lebensgefährten betrachten, die gewillt sind, alles miteinander zu teilen, sofern nur das gemeinsame Leben gewahrt bleibt. Hier entsprechen Vorstellung und Anpassung an die Gegebenheiten der Wirklichkeit.

DAS REICH DER FRAU

Bei der Wahrheit bleiben

Die absolute Wahrheit auszusprechen ist nicht immer möglich. Aber lügen oder die Wahrheit verschweigen ist ein großer Unterschied. Wenn wir die Wahrheit verschweigen, erinnern wir meistens eine Notlüge. Ist das nötig?

Sicherlich nicht immer. Wir haben oft nicht den Mut zur Wahrheit. Eine Notlüge ist erlaubt, sagt man so leicht. Gewiß ist sie zuweilen erlaubt, aber nur dann, wenn sie dem anderen einen Nutzen bringt, z. B. wenn der Arzt seinem Patienten nicht die Schwere seiner Krankheit offenbart, weil er weiß, daß der Patient dann die Nerven verlieren würde, in diesem Fall den Willen zur Genesung.

Wie ist es aber, wenn ich eine Freundin treffe, die ihr neuestes Kleid spazierenführt und brennend darauf wartet, daß ich ihr sage, wie hübsch sie darin aussieht, obwohl ich dieses Kleid in Farbe und Schnitt für sie unpassend finde? Darf ich auch dann eine Notlüge gebrauchen, um ihr Freude zu machen? Meiner Ansicht nach sollte man in solchen Fällen auf die Notlüge verzichten. Es genügt, ihr zu sagen, daß sie in diesem (scheinlichen, aber das wird nur gedacht) Kleid ein wenig fremd wirkt.

Mit sicherem Takt können wir so manche Klippe umschiffen, die unserer Wahrheitsliebe gefährlich werden kann. Aber da muß man zuerst fragen: was ist eigentlich Takt? Muß man dazu be-

geben? In gewisser Beziehung ist es eine Fähigkeit, die wir uns aneignen können, nämlich die Fähigkeit, auf die Gefühle des anderen einzugehen und sich ihnen unterzuordnen. Tun wir das, so können wir sicher sein, die Nerven und das Gefühl der Mitmenschen geschont zu haben.

Höflichkeit ist nicht dasselbe wie Takt. Höflichkeit entspringt der Erziehung, Takt dem Gefühl des Herzens. Höflichkeit ist ein Almosen, Takt ein Einfühlen in die Psyche des Mitmenschen, also ein Geschenk inneren Verstehens.

Das spüren wir am meisten in der Zweisamkeit. Es braucht besonders viel Takt, um den anderen in seinen Wünschen und Gewohnheiten nicht zu verletzen. Die Brücke zum Einleben

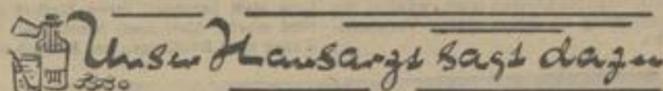
eines jungen Paares ist der Takt, der behutsam die gegenseitigen seelischen Verbindungen schafft. Für die ersten Schwierigkeiten sollte man nicht die Notlüge als Ausweg nehmen. Die Notlüge ist so viel bequemer, aber auf die Dauer hat auch sie kurze Beine. Irigendeinmal kommt es dann doch zum Aufeinanderprallen, was man vermeiden hätte, wenn eine strittige Frage mit Takt besprochen worden wäre.

Es ist nie zu spät, das Taktgefühl in sich zu pflegen. Nur ein wenig Nachdenken und Mitempfinden gehört dazu. Mit Takt umgeht man die Notlüge, die einen belastet und nicht selten in schwere Verlegenheit bringt. Takt dagegen ist das beste Bindglied im menschlichen Verkehr, aber wie gesagt: Takt muß man haben!

A. E. Halbert

Wir raten der Hausfrau

Mayonnaiserühren ohne Herzklopfen: Man rechnet auf 1/4 Liter Öl 2 Eigelb, 2 Eßlöffel Weinessig oder 1 Eßlöffel Zitronensaft, Salz nach Geschmack. Das



Helfender Schmerz

„Nimm unser Mittel „Antischmerz“, und wieder fröhlich lacht Dein Herr“, so ähnlich klingt es tagtäglich aus den Leutsprechern. Eine beträchtliche Zahl Schmerzmittel wird auf diese — leider nicht mehr ungewöhnliche — Weise angepriesen. Ist eigentlich der Schmerz als solcher eine Krankheit? Doch sicher nicht. Er ist keine Krankheit, aber das Zeichen dafür, daß etwas nicht stimmt, daß eine Krankheit da ist oder doch droht. Er ist ein Warner, ist es sinnvoll, den Warner totzuschlagen und dann zu glauben, die Gefahr sei vorüber, weil man ja keine warnende Stimme mehr hört?

Für viele Menschen bedeuten die so freigeig angepriesenen Schmerzmittel eine Gefahr. Wenn unter ihrem Einfluß der Schmerz nachgelassen hat, sehen sie keinen Grund mehr, nachsehen zu lassen, warum es eigentlich weh getan hat. Für den Arzt ist der Schmerz — je nach Sitz, Art, Stärke, Ausstrahlung — ein ausgezeichnete Hinweis auf das im jeweiligen Fall vorliegende Lei-

den. Auch der Arzt wird Schmerzmittel geben, aber erst, wenn feststeht, um was für ein Leiden es sich handelt. Dem Arzt, der zu einem Kranken mit unklaren Bauchbeschwerden geholt wird, und dann am Krankbett erfährt, daß die Schmerzen nach einigen Tabletten „Iron“ jetzt etwas nachgelassen haben, wird die Arbeit nur sehr erschwert. Einige der gefährlichsten Krankheiten, der Krebs und die Tuberkulose, machen in ihren Anfangsstadien keine Schmerzen. Leider! Wenn es der Fall wäre, gäbe es sicher sehr viel weniger Todesfälle an Krebs und Tbc. Das Fehlen des Schmerzes verhindert das frühzeitige Erkennen des Leidens, das die Rettung bringen würde.

Um so mehr muß die heute so vielfältig propagierte Methode: „Schmerzen? Also Schmerzmittel!“ bekämpft werden. Der Schmerz ist ein Warnsignal, daß etwas los ist. Wenn es irgendwo weh tut, muß geklärt werden, warum es weh tut. Wer den Schmerz beseitigt, schafft nicht das Leiden aus der Welt, sondern nur ein Zeichen dieses Leidens!

Dr. med. S.

Vorräte im Haushalt

Vorratsaufbewahrung im städtischen Haushalt, bearbeitet von Dr. Aenne von Strantz und Dipl.-Kaufm. Gusti Kade, Hauswirtschaftliches Institut München, 24 S., Kunstdruck DIN A 3 mit 29 Abb. Zweifarbiger Kartonumschlag. Preis DM 1,-.

Im Rahmen der Schriftenreihe des Rationalisierungskuratoriums der deutschen Wirtschaft, BG-Hauswirtschaft, erscheint als Heft Nr. 3 unter der Herausgeberschaft des Hauswirtschaftlichen Instituts München dieses Heft. Wie die Hausfrau Geld, Zeit und Kraft sparen kann, darüber geben ihr die Broschüren des Hauswirtschaftlichen Instituts München (in der Rationalisierungsgemeinschaft Hauswirtschaft im RKW) Auskunft. Das überaus große Interesse für die Schriften des RKW, das bei den beiden ersten Heften

eine mehrfache Auflage notwendig machte, wird sich auch auf diese Broschüre erstrecken.

Begleiter der Jugend

Mentor-Kalender 1934, ein Taschenbuch für die Jugend, 213 Seiten, Halbleinen DM 1.80. Verlag Langenscheidt KG., Berlin-Schöneberg.

Der beliebte Kalender für unsere Jugend, jetzt in festem Halbleinen-Einband mit erweitertem Umfang, bringt neben dem Tagebuch-Kalendarium viele Beiträge aus Wissenschaft und Technik, aber auch vom Sport, über Spiele und Bastelarbeiten. Außerdem enthält dieses wirklich inhaltsreiche Taschenbuch die wichtigsten Formeln und Tabellen aus Mathematik, Physik, Chemie und die unregelmäßigen englischen und französischen Verben.

Stotte Kleider



M1-5808

M 5808, Gr. 42, 44: Jugendliches Wollkleid. Sehr originell ist die vorn über den hochstehenden Kragen geknöpfte Blende. Stoffverbrauch für Gr. 42: 2,43 m — 1,30 m breit.

M 5809, Gr. 42, 44: Hübsches sportliches Tageskleid. Die glatte, durchgeknappte Form läßt die Trägerin besonders schlank erscheinen. Stoffverbrauch 2,35 — 1,30 m breit.

Einwendungen von Anzeigentexten erbitten wir an die Sonntags-Zeitung, Tübingen, Uhländstr. 2, od. an Ihre Heimatzeitung zu adressieren.

HEIRATEN

Die Posteingänge werden streng vertraulich behandelt, der Briefverkehr erfolgt in neutralen Umschlägen. Bitte richtige Ziffernangabe.

Witwe, 46 J., ev., ohne Anhang, mit 20.000 DM. Barvermögen wünscht sich zu verheiraten. Bildz. erbitten an 671 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Welches nette, einsame Mädel (18 bis 24 J.), wohnhaft in Tübingen, wagt es, jungem Akademiker zw. gemeinsamer Freizeitgestaltung u. evtl. späterer Heirat zu schreiben? Zuschriften an SZ 6712 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Mädel, 35 Jahre, dtöbl., kath., gutes Hausmütterchen, sucht einf., gut. Lebenskameraden, Witwer mit kl. Kind angenehm. Zuschriften an SZ 6774 Sonntags-Zeitung, Tübg.

33jährige Mädel, mittelöbl., kath., tücht. Hausmütterchen, sucht guten Lebenskameraden, Witwer m. Kind auch angenehm. Zuschriften an SZ 6772 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Selbständiger Handwerker wünscht nette, einfache Landwirtschöchter, 28-32 J., ev., schlank, zw. Heirat kennenzulernen. Nähe Galw angenehm. Bildz. erbitten an SZ 6670 Sonntags-Zeitung, Tübg.

Kriegerwitwe mit 12jähr. Mädchen wünscht sich zum Weihnachtsfest einen lieben, guten Lebenskameraden im Alter bis zu 43 J. Nur ernstg. Bildz. erbitten an SZ 6769 Sonntags-Zeitung, Tübg.

Fräulein vom Lande, ev., 28 J., gl. Erscheinung, mit schöner Aussteuer und etwas Vermögen, möchte mit nettem, strebs. u. charaktervollem Herrn in Briefwechsel treten zw. späterer Heirat. Bildz. erbitten an SZ 6775 Sonntags-Zeitung, Tübingen



Das Glück der Frau

— ist eng verbunden mit ihrer körperlichen Frische. Darum sollte der edle Klosterfrau Melissegeist stets griffbereit sein: seine beruhigende, ausgleichende, schmerzlindernde Wirkung auf den gesamten Organismus wird ja seit Generationen gerühmt. Millionen Frauen schwören auf ihn — auch in kritischen Tagen!

In Apoth. und Drog. Nur echt in blauer Packung mit den 3 Nonnen! Denken Sie auch an Klosterfrau Aktiv-Puder.

Eine gute Figur, eine samtweiche Haut erhält jede Frau, die das richtige Schlankheitsmittel klug zu nutzen weiß! FUCA-Bohnen sind gerade dazu berufen, schlank zu erhalten. Die Italienerin und die elegante Französin benutzen diese verlässliche, unschädliche Mittel seit Jahren. Überzeugen auch Sie sich FUCA-Bohnen in der schwarz-goldenen Packung in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Anzeigenbestellschein der Sonntags-Zeitung

Benutzen Sie für Ihren Anzeigen-Auftrag den nachstehenden Bestellschein. Die Berechnung erfolgt zum Preis von DM -30 je Wort. Die Kennziffergebühr beträgt einschließl. dem Porto für die Zustellung der Offerten DM 1,-, das Zeichen „SZ...“ wird nicht als Wort berechnet.

Form with fields for Name, Ort, Straße and a large blank space for the advertisement text.

Advertisement for 'Gefundenes Leben' (Honey) with a bee logo and text describing its benefits.

Advertisement for 'Wenn Ihr Kind' (When your child) with a photo of a child and text about a medicine.

Advertisement for 'Freude schenken' (Give joy) with a photo of a woman and text about a product.

Advertisement for 'Kropf' (Bloating) with text about a medicine.

Advertisement for 'Vaterland' (Fatherland) with a bicycle logo and text about a brand.

Advertisement for 'Stellenangebote' (Job offers) with text about a recruitment agency.

Advertisement for 'Schweikhardt WEINESSIG' (Schweikhardt Mustard) with a logo and text.

Advertisement for 'Radio-Reiche' (Radio-rich) with a radio logo and text about a radio set.

Advertisement for 'Kein Fleisch verdirbt' (No meat spoils) with a photo of a refrigerator and text about a preservation method.

Advertisement for 'Echte Heidschnuckenelle' (Real Heidschnuckenelle) with text about a product.

Advertisement for 'Bettnässen' (Bedwetting) with text about a medicine.

Advertisement for 'DAVID DOMINICUS & Co. GmbH' with a logo and text about a company.

Reutlingen: Wunder oder Bluff?

Die natürlichste Sache: Bevölkerungszuwachs zwingt zu Wohnungsbau

Die einen sprechen von dem „Wunder“ von Reutlingen, die anderen meinen, das dicke Ende komme noch nach. Beide Urteile über das Nachkriegs-Reutlingen treffen den Kern der Sache nicht. Was in Reutlingen seit Kriegsende und insbesondere seit der Währungsreform an Wiederaufbau und Wohnraumbeschaffung geleistet wird, ist weder Wunder noch Bluff. Es ist das Ergebnis systematischer, unbürokratischer und fleißiger Arbeit. Der Motor, der seit Jahren schon tagaus, tagein die Verwaltung dieser Stadt mit neuen Impulsen versorgt, ist der Oberbürgermeister Oskar Kalbfell, ein Mann von 56 Jahren. Als Fünfundzwanzigjähriger war er schon Reutlinger Gemeindevorstand, als Einunddreißigjähriger kam er in den württembergischen Landtag und als Dreiunddreißigjähriger in den Reichstag. Seit den Tagen des Bebenhauser Landtags ist er Mitglied unseres Landesparlaments, und von 1949 bis zum Ablauf der letzten Wahlperiode saß er im Bundestag in Bonn.

Der Gemeindevorstand von Reutlingen-Hohenzollern machte ihn zu seinem Präsidenten und die Gemeindevorstände von Baden-Württemberg, in der alle kommunalen Verbände, auch die Landkreise, zusammengeschlossen sind, wählte ihn einstimmig zu ihrem ersten Vorsitzenden.

Einen Blender hätte man in diesen Gremien nicht an die Spitze gestellt. Wer in kommunalpolitischen Dingen in der Bundesrepublik eine Rolle spielt, wer Vergleiche anstellen und sich ein Urteil bilden will, hat inzwischen Reutlingen besucht. Denn es hat sich in Deutschland und in dem mit ähnlichen Wiederaufbauorganen belasteten Ausland herumgesprochen, daß in Reutlingen das Tempo des Wohnungsbaus im Vergleich zur Finanzkraft dieser doch im Vergleich zu anderen westdeutschen Industriestädten verhältnismäßig kleinen Stadt von Anfang an zügig war.

4700 neue Wohnungen

Die Bilanz der Kriegsschäden enthielt in Reutlingen den Posten 1030 zerstörte Wohnungen. Inzwischen sind 4700 Wohnungen in Reutlingen neugebaut worden. Der Bevölkerungszuwachs von 37 000 im Jahre 1939 auf 55 300 im Jahre 1963 zwang zu dieser Bautätigkeit. Die Stadt hat sich durch Bereitstellung von Baugelände und Kapital mitbeteiligt. Hauptträger des Wohnungsbaus sind die gemeinnützigen Wohnungsunternehmen, insbesondere die Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft und die Kreisbaugenossenschaft, in denen die Stadtverwaltung auch personell ihren Einfluß geltend macht. Aber noch immer hält der Zuzug nach Reutlingen an. Es muß wei-

ter gebaut werden. Der Reutlinger Gemeinderat hat deshalb den von der Stadtverwaltung aufgestellten Generalbebauungsplan für die nächsten drei Jahre gutgeheißen. Er sieht den Bau von 1000 Wohnungen pro Jahr vor.

Rationell

In Reutlingen ist man energisch der Rationalisierung des Wohnungsbaus zu Leibe gegangen. Das teure Einzelhaus wird ersetzt durch das Reihenhäuser. Die Kostenersparnis ist so augenfällig, daß sich dieser Bauform am allerwenigsten die Besitzer verschließen können. Es ist wesentlich, ob man für ein Haus mit drei Zimmern, Küche und Bad monatlich, wie beim Reihenhäuser 45,50 DM, oder 98.— DM für das Einzelhaus bezahlen muß. Zehntausend Mark billiger ist das gleichwertige Reihenhäuser.

Neue Stadtviertel

Im Norden der Stadt sind in der auf beherrschender Höhe liegenden Römerschanziedlung rund 5000 Menschen angesiedelt worden, davon 70 Prozent Heimatvertriebene. Die Miete für ein Haus mit drei Zimmern und Küche beträgt hier durchschnittlich 37,50 DM, wobei das Haus mit der Zeit in den Besitz der Mieter übergeht. Gegen Tübingen hin ist im Vorort Betzingen mit Marshallplan-Mitteln eine Siedlung für 800 Menschen errichtet worden, die als die beste ECA-Siedlung in ganz Deutschland bezeichnet wird. Der Mietpreis beträgt 52.— DM.

Die Statistik läßt erkennen, daß Reutlingen im Wohnungsbau an führender Stelle steht. In den Jahren 1950 bis 1962 wurden auf 100 Einwohner im Bundesdurchschnitt 3,12 Wohnungen gebaut, im Landesdurchschnitt 3,28 und in Reutlingen 6,25. In diesen Jahren entstanden in Reutlingen jeden Tag fast drei Wohnungen neu. Bevölkerungszuwachs, Wohnungsbau, Ausdehnung der gewerblichen Tätigkeit und Erhöhung des Steueraufkommens gehen Hand in Hand. Von 1944 bis 1963 hat die Zahl der Arbeitsplätze der Industrie in Reutlingen um 6400 zugenommen, und die Zahl der Beschäftigten ist in dieser Zeit von 18 839 auf 23 996 gestiegen.

Großzügig geplant

Aber nicht nur dem Wohnungsbau hat man sich in Reutlingen mit Energie zugewandt, man hat auch der Stadtplanung rechtzeitig sein Augenmerk gewidmet. Als am 1. Mai 1945 Oskar Kalbfell auf dem Reutlinger Marktplatz angesichts der Zerstörung eines Viertels der Stadt vor der Bürgerschaft seinen Plan über die Neugestaltung entwickelte und vor allem dabei schon ein klares Bild vom Aussehen des Karlsplatzes, des Bahnhofplatzes und der Karlstraße, der Ausfallstraße in Richtung Stuttgart, zeichnete, hat manch einer diesen Worten keinen Glauben geschenkt. Inzwischen hebt sich aber das Gesicht dieser Gegend schon so ab, wie es Kalbfell selberzeit vorausgesagt hatte. Auf dem Karlsplatz stehen jetzt schon wieder repräsentative Geschäftshäuser, am Bahnhofvorplatz geht der neue auf der Stelle des Hotel „Kronprinz“ errichtete Hotelbau seiner Vollendung entgegen, und die Karlstraße, die noch bis vor wenigen Jahren eine trübselige Trümmerstätte war, ist zur Prachtstraße von Reutlingen geworden, ja man kann sagen, zur Prachtstraße des ganzen Landes. An ihrem Ausbau wird weiter gearbeitet. Die Gestaltung dieses Gebietes war nur dadurch möglich, daß die Industriellenfamilie Gminder ein Gelände von rund 6 Hektar der Stadt ver-



Die neuen Wohnblocks auf dem zerstörten Gelände an der Karlstraße sind von Grünflächen umgeben. Bilder: Dohm, Näher, Stadtarchiv

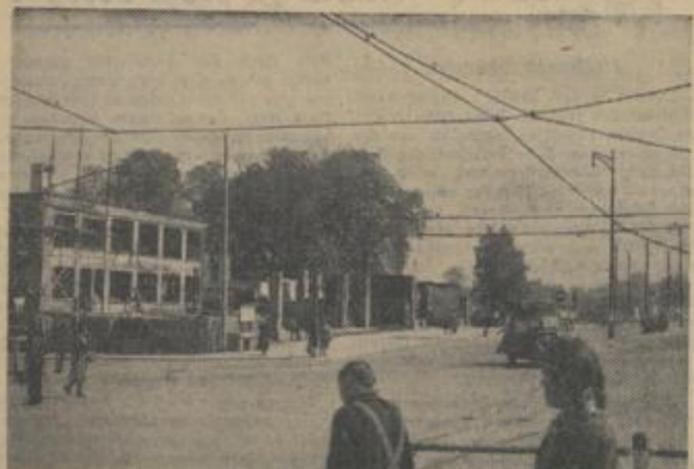
kauft hat. Eine neue Volksschule hat in diesem Stadtteil bereits Platz gefunden, demnächst soll dort auch eine neue Gewerbeschule gebaut werden.

Keine Banalitäten

Man hat den Reutlingern oft nachgesagt, sie hätten nur eine Vorliebe fürs Geldverdienen und ließen die kulturellen Belange außer acht. Die Aufwendungen der Stadtverwaltung für die allgemeine Schul- und Volksbildung widerlegen diese Ansicht. Ein „Haus der Kultur“, wie es Reutlingen in den letzten Jahren in dem alten Fachwerkbau des Spandhauses geschaffen hat, mit einer Bibliothek, die 16 000 Bände aufweist, mit Kinderlesesälen und Lesesälen für Erwachsene, mit Kunstausstellungen und einem Naturkundemuseum,

sucht seinesgleichen. Theater und Musikaufführungen sind in Reutlingen immer besser besucht als anderswo.

Eine Stadt, die sich solchen Aufgaben widmet, kann das natürlich nicht mit eigenen Mitteln tun. Große Investitionsaufgaben, wie namentlich die Erschließung neuen Baugeländes im Zuge des sozialen Wohnungsbaus, sollen nach einem alten Haushaltgrundsatz über den Weg von Anleihen finanziert werden. Der Schuldenstand Reutlingens beläuft sich auf 12 Millionen DM, das sind pro Kopf der Bevölkerung 102,2 DM, ein Betrag, der noch unter dem Durchschnitt der kreisangehörigen Gemeinden im Lande Baden-Württemberg liegt. Diesen 12 Millionen DM steht ein Vermögenszuwachs der Stadt in Höhe von rund 18 Millionen DM gegenüber. Ih.



Zwei Bilder, die für sich sprechen: oben der Karlsplatz im Jahre 1946. Nur das Rückgebäude einer Druckerei ist erhalten geblieben. Das untere Bild ist im Oktober 1953 vom gleichen Standort aus aufgenommen worden.

Von Mensch zu Mensch

Gefährliches Vorurteil

Vorurteile haben ein zähes Leben. Einige scheinen sogar unsterblich zu sein. Das ist verständlich. Man kann sich mit ihrer Hilfe so bequem um die eigene Entscheidung und um seine Pflicht anderen gegenüber herumdrücken. Zu diesen Vorurteilen gehört auch das uralte Klageglied vieler Menschen der jeweils älteren Generation, daß die Jugend gar so wenig Tugend habe.

Man brauchte über dieses Vorurteil weiter keine Worte zu verlieren. Man bekommt mit ihm zu tun wie ein Kind mit den Mätern, anscheinend unvermeidlich. Erst fällt man selbst darunter, und später eignet man es sich als seine eigene Überzeugung an. Aber in unserer Zeit hat es zu einem gefährlichen Schlagwort geführt: „Die Jugend von heute ist so verdorben!“ Wer mit jungen Menschen in der Erziehung zu tun hat, wird mitunter von ihnen sehr eindringlich gefragt werden: „Sind wir denn wirklich so verdorben, wie es die Älteren behaupten?“ Diese Rückfrage ist erstaunlich und alarmierend zugleich. Die

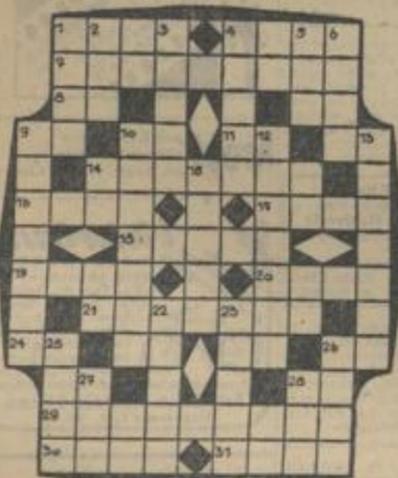
junge Generation von heute nimmt dieses Vorurteil teilweise recht ernst, weil sie sich weithin einer Welt gegenüber sieht, in der es keinen festen Halt mehr zu geben scheint. Hier besteht die Gefahr, daß unser Vorurteil die Jugend tatsächlich verdorbt.

Man sollte ihr statt dessen mehr zutrauen und ihr etwas Besseres zeigen. Immer wächst ja die Jugend in der Welt der älteren Generation auf. Es fragt sich nur, was sie in dieser Welt erlebt und ob sie in einer gesunden Atmosphäre heranreift oder sich in einer ungesunden und verwirrten infiziert.

Vorurteile werden ihr jedenfalls nichts helfen, sondern nur eine gute Mischung von gutem Verstehen und herzhafter Wertweisung, wie sie sich in dem Wort eines Weisen der Bibel findet: „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Tue, was dein Herz gelüftet und deinen Augen gefällt und wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen.“

Andreas

Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1. Photomarkte, 4. Bruder des Jakob, 7. Singvogel, 8. ehemaliger deutscher Industriekonzern, 9. Spielkarte, 10. spanischer Artikel, 11. persönliches Fürwort, 14. unzivilisierte Landschaft, 15. preußischer Kriegsmilitär unter Bismarck, 17. Manie, 18. Ziel, Sinn eines Tuns, 19. amerikanischer Inselstaat, 20. beweglich, flink, 21. Symbol einer Lebensgemeinschaft, 24. französischer Artikel, 26. Form eines wirtschaftlichen Unternehmens, 29. deutsche Landschaft, 30. Treibstoffmarke, 31. Gebietstreifen;

Senkrecht: 1. Kuchengewürz, 2. überraschender Einfall beim Film, Filmjux, 3. Korallenland, 4. bäuerliche Tätigkeit, 5. Gebirgsweide, 6. Baum, 9. Blume, 19. grammatikalischer

10 Minuten Kopfbrechen

Auflösungen aus Nr. 45

Kreuzwörterrätsel

Waagrecht: 1. Schule, 5. Agram, 9. Arsen, 10. Derna, 11. Hobel, 12. Oskar, 14. Reste, 16. Sturm, 17. Nepal, 18. Ravel, 22. Arras, 26. Adele, 27. Niere, 28. Funke, 29. Eichen, 30. Essen, 31. Laura, 32. Reise.

Senkrecht: 1. Samos, 2. Christ, 3. Lehar, 4. enorm, 5. Adern, 6. Gelee, 7. Anita, 8. Makel, 13. Kurve, 15. Spora, 18. Rabel, 19. Adria, 20. Elfer, 21. Leuna, 22. Anker, 23. Riese, 24. Arles, 25. Sehne.

Silbenrätsel

1. Venedig, 2. eventuell, 3. Rabatt, 4. Steward, 5. Chaldäa, 6. Wittelsbacher, 7. Erserum, 8. Nairu, 9. Dotter, 10. Eükette, 11. Tresor, 12. Enzian, 13. Ziegenpeter, 14. Eitlingen, 15. Juchart, 16. Taurus, 17. Italien, 18. Sardinien, 19. Tibet, 20. Dresur, 21. August, 22. Sensation, 23. Epidemie, — „Verschwendete Zeit ist Dasein, gebrauchte Zeit ist Leben!“ (Goethe).

Anhängerätsel

1. Hein — Heine, 2. Elf — Elfe, 3. Ing. — Inge, 4. Lein — Leine, 5. Buch — Buche, 6. Rad — Rade, 7. Od — Ode, 8. Netz — Netze, 9. Not — Note, — Heilbronn.

Unsere Schachpartie

Zwei unbekannte Schachkünstler

Sollen heute mit ihren Glanzleistungen zu Wort kommen, nachdem uns in den letzten Wochen die Großen im Reiche Calzas mit ihren Getreideschützen

begeisterten. Lieber Schachfreund! Auch Deine Glanzpartie, die Dir immer wieder einmal glückt, wartet darauf, hier veröffentlicht zu werden.

Weiß: Kränkel (Muggensturm)
Schwarz: Ketterer (Offenburg)

1. e2-e4, e7-e5 2. Sg1-f3, Sb8-c6 3. Lf1-c4, Lf8-c5 4. c2-c3, d7-d6 5. 0-0, Lc8-g4 6. d3-d4, Sg3-f5 7. Sbl-d2, Sc6-a5 8. Lc5-f7+1, Ke8-f7 9. b2-b4, Lc5-f2+ (Das heißt die Götter versuchen!) 10. Tf1-f2, Sd3-c5 11. Dd1-b3+, Kf7-e8 12. Sc2-c4, b7-b6 13. Sc4-a5, Sc5-a5 14. b4-a5, c7-c5 15. Sc3-g4, Dd8-e7 16. Lc1-a3, Th8-f8 17. Ta1-f1, h7-h6 18. Sg3-h7! (Auch ein großer Meister könnte auf diesen Problemlösung stolz sein!) 18... Sg6-h7 19. Tf2-f3+, Sh7-f8 20. La3-d6! (Die Pointe!) 20... Lg4-e6 21. Ld6-e7, Lc5-b3 22. Tf1-f3+, Kc8-e7 23. Tf8-h8, Lb3-a2 24. Ta5-a7+, Ke7-f8 25. Ta7-c7, Schwarz gab auf! Diese prachtvolle Partie wurde am 9. Brett bei einem Vergleichskampf der Bezirke Mittelbaden und Ortenau gespielt. Die andere Partie, deren Höhepunkt ein unerwartetes Damensopfer bildete, passierte in einem Karlsruher Klubturnier.

Weiß: Ulmer
Schwarz: Berner

1. e3-e4, d7-d6 2. d2-d4, Sg3-f6 3. Sbl-c3, g7-g5 4. Lc3-e5, Lf8-g7 5. Dd1-d2, 0-0 6. Lg5-h5, Tf8-e8 7. Lh5-g7, Kg8-g7 8. b3-b4, e7-e5 9. d4-d5, h7-h5 10. Lf1-e2, Sb8-a6 11. f2-f3, Sa6-c5 12. Sg1-h3, a7-a5 13. Sh3-f2, Lc8-d7 14. g2-g4, Dd8-e7 15. 0-0, Te8-f8 16. Td1-g1, b7-b6 17. Dd2-g3, b5-b4 18. Sc3-d1, h5-g4 19. Sg2-g4, Te8-h8 20. Sd1-e3!, Th8-h5 21. Sg4-f6! (Nein, das konnte man kaum voraussehen!) 21... Th3-g5 22. h4-g5, Tg8-g8 23. Th1-h7+, Kg7-f8 24. Td1-h1, Ld7-h3 25. Th1-h3, Sc5-d7 26. Sc3-g4, De7-d8 27. Th1-h3, Schwarz gibt auf! Ein Damensopfer, das es mit dem berühmten Damensopfer Kotows gegen Auerbach an Genialität ruhig aufnehmen kann. Es ist traurig, daran zu denken, wie viele schändliche Kunstwerke Tag für Tag — vergeblich gestaltet werden, d. h. nicht das Licht der Öffentlichkeit erblicken, nur weil sich kaum einer der zahllosen unbekannt Schachkünstler bewußt ist, daß Schach auch und nicht zuletzt — eine Kunst ist.

(Anmerkungen von Emil Josef Diemer, Muggensturm.)